

<p>Er erscheint jeden Mittwoch. Jährlich 52 Nummern.</p>	<p><b>Geschäftsstelle:</b> Saratow, Theaterplatz, Haus Tillo. <b>Fernsprecher № 77.</b></p>	<p>Preis fürs Inland 3 Rbl., fürs Ausland 3 Rbl. 50 Kop.</p>
--	---	--

**Inhalt.** Bischofsfeier. — Des Kreuzes Sieg und Sieg im Kreuze. — Die bestrafte Habsucht. — Bist Du wirklich katholisch? (Schluß) — Reisebilder von P. Leonard Eberle (Fortsetzung.) — Zur Züchtung, Ernährung und Pflege unserer landwirtschaftlichen Haustiere. — Vom Kriegsschauplatz. — Preßstimmen. — Korrespondenz. — Aus Welt und Kirche. — Welt und Glaube (Fortsetzung). — Allerlei. — Ankündigungen.

## Bischofsfeier. (Konsekration.)

In dem letzten Berichte über die Bischofsfeier haben wir unsern Hochwürdigsten Herrn Oberhirten bis nach Petersburg begleitet. Heute wollen wir seinen Schritten in der Residenzstadt folgen.

Am 27. Oktober 9 Uhr vormittags kam der Herr Bischof nach Petersburg. Auf der Eisenbahnstation erwarteten ihn der Hochwürdige Herr Erzbischof, die Spitzen des Kapitels und der Hochwürdigste Herr Rektor der geistlichen Akademie, deren Zögling unser Hochwürdigster Herr Bischof einstens war. Vom Herrn Erzbischofe freundlichst gebeten, bei ihm absteigen zu wollen, leistete unser Herr Bischof der herablassenden Bitte dankbare Folge. So wohnte er in den Tagen vor Seiner Konsekration in den Räumen des Erzbischöflichen Palastes, wo er sich fern von dem Lärme der Welt, in aller Ruhe auf den hohen Augenblick vorbereitete, der Seiner harrte. Nur wenige Tage erübrigten noch, wo er aus dem Stande des gewöhnlichen Dieners der Kirche in die Reihen der Kirchenfürsten treten, aus dem gewöhnlichen Adel des Priestertumes zum Hochadel des Bischofs erhoben werden sollte. Wir können uns leicht vorstellen, welche Gedanken in diesen Tagen der Vorbereitung seinen Geist durchzogen, welche Gefühle der Ohnmacht und Niedrigkeit sein Gemüt erfüllt, welche Angst vor der schweren Bürde und der hohen Würde sein Herz beklommen haben. Der Himmel ist Zeuge jenes inneren Seelenlebens, das sich damals in dem Inneren Unseres Herrn Bischofs abgespielt hat. Durch Gebet und Fasten bereitete er sich so auf das hl. Bischofsamt vor.



Se. Excellenz der neugeweihte Hochw. Herr Bischof von Tiraspol,  
Magister der Theologie **Joseph Kessler.**

Endlich kam der Tag, auf den wir alle mit Sehnsucht warteten, der 28. Oktober. Spielte sich doch an demselben in Petersburg ein Ereignis ab, das alle Katholiken der Tiraspoler Diözese anging. Handelte es sich doch darum, heute einen neuen Oberhirten für Tiraspol zu erhalten, einen Führer durch das sturmbewegte Leben, einen Bischof auf dem verwaisten Stuhle des hl. Klemens. Es ist begreiflich somit, daß Tiraspols Geist und Herz heute in Petersburg verweilte. Aber nicht auf den breiten und langen Straßen der Stadt, wo reiche Schauaden den Fremden anziehen, nicht in den reizenden Lustgärten, die den Vorübergehenden freundlichst einladen, nicht um die Nationaldenkmäler, nicht um die kostspieligen Paläste, die aller Augen auf sich lenken, bewegte sich unser Geist, sondern wir ließen uns im Geiste in die Kirche der hl. Katharina nieder. Diese war so angefüllt mit betenden Gläubigen, daß kein Platz unbesetzt blieb. Seder wollte der hohen Feier beiwohnen, jeder wollte den Diener Gottes sehen, der heute zur Bischofswürde sollte erhoben werden. Es war etwa 10 Uhr vormittags, da ward ein Glockenzeichen vernehmbar in der

Kirche, und siehe, es erschienen der Hochwürdigste Herr Erzbischof, an seiner Seite zwei andere Bischöfe und ein reiches bedienendes Klerikalgefolge. Unter dieser geistlichen Schar erblickten wir auch unsern Herrn Bischof, wie er in betender Stellung, gesenkten Blickes, aber zum Himmel erhobenen Herzens dastand, als einfacher Priester noch gekleidet. Nun begann die hl. Weihe. Den drei genannten Kirchenfürsten haben wir unsern Oberhirten nach Gottes hl. Gnade an erster Stelle zu verdanken. Gott möge es ihnen belohnen! Von ihnen erhielt

Unser Herr Bischof den Adel und die Würde Seines hohen Amtes.

Unter Sang und Klang zogen die drei Bischöfe mit ihrem zahlreichen Gefolge zum Altare. Hier angelangt, setzten sie sich nieder und erwarteten Unfern Herrn Bischof. Dieser trat nun hervor und setzte sich auf einen Stuhl vor den Erzbischof nieder. Da ergriff einer der bewohnenden Bischöfe das Wort, indem er sprach: „Es verlangt die katholische Kirche, daß dieser Priester zum Bischofe geweiht werde.“ Der Erzbischof erwiderte: „Habt Ihr auch ein Schreiben des Papstes, daß dieser Priester geweiht werden solle.“ „Ja, wir haben eins,“ war die Antwort. Darauf erhob sich ein Priester und verlas mit lauter Stimme das päpstliche Schreiben folgenden Inhaltes:

### Papst Pius X.

Dem geliebten Sohne Joseph Keßler, Priester der Diözese Tiraspol. Geliebter Sohn, Gruß und Apostolischen Segen!

Mit väterlicher Fürsorge an die Besetzung derselben Kirche (von Tiraspol) schreitend, haben wir endlich nach reiflicher Erwägung aller Umstände, auf Dich, geliebter Sohn, der Du mit dem Magistergrade der Theologie ausgezeichnet bist und allen anderen Forderungen entsprichst, unsere Aufmerksamkeit gelenkt. Daher mit vorzüglichem Wohlwollen dich umfassend und von allen möglichen kirchlichen Entscheidungen der Exkommunikation, des Interdiktes und anderen Zensuren und Strafen, welchen Du vielleicht verfallen bist, bloß für diesen Fall dich losprechend und für losgesprochen erachtend, setzen Wir in Kraft dieses durch unsere Apostolische Auctorität deine Person, die uns wegen deiner ausgezeichneten Verdienste genehm ist, der Tiraspoler Kathedralkirche vor und bestimmen Dich zum Bischof und Hirten, indem Wir Dir die Sorge, Leitung und Verwaltung derselben Kirche sowohl in geistigen als auch in zeitlichen Dingen vollständig übertragen, uns der sicheren Hoffnung hingebend, daß Du alles zur größeren Ehre Gottes und zum ewigen Heile der Seelen erfüllen wirst.

Außerdem verleihen Wir Dir in Kraft unserer Apostolischen Auctorität die Vollmacht, auf daß Du von einem beliebigen katholischen Bischofe, der in Gnade und Gemeinschaft mit dem Apostolischen Stuhle steht, in Assistenz zweier Bischöfe, oder anstatt derer, falls solche nicht bequem erscheinen können, zweier Priester, die in kirchlichen Würden stehen und welche sich der nämlichen Gnade und Gemeinschaft erfreuen, die bischöfliche Konsekration erlaubterweise empfangen könntest.

Wenn aber der betreffende Bischof Dir die Konsekration zu erteilen sich unterstehen sollte und Du dieselbe zu empfangen wagen würdest, bevor Du das Glaubensbekenntnis abgelegt und den Schwur geleistet hast, so befehlen wir, daß sowohl der betreffende Bischof als auch Du schon dadurch von der Ausübung der Pontificalien, als auch von der Leitung und Verwaltung eurer Kirche suspendiert sein sollet.

Unser hl. Vater Papst Pius X. hat also in seinem Schreiben Herrn Kanonikus Joseph Keßler zum Oberhirten von ganz Tiraspol ernannt und das Recht erteilt, daß ihm ein Bischof im Beisein zweier anderer Bischöfe die hl. Weihe erteilen könne. Aber nur unter der Bedingung gestattete er dieses, daß der Ernannte zuvor das Glaubensbekenntnis ablege. So stand denn unser Herr Bischof nach Bekanntmachung des päpstlichen Schreibens auf, warf sich auf die Kniee vor die Bischöfe nieder und bekaunte mit lauter Stimme, daß es einen Gott in drei Personen im Himmel gebe, daß er glaube an die Kirche Christi, an ihre hl. Lehren und an die hl. Sakramente; er beteuerte, daß es eine Ewigkeit gebe, einen Ort nämlich ewiger Vergeltung des Guten und ewiger Bestrafung des Bösen; daß nach dem Verlaufe des irdischen natürlichen Lebens ein himmlisches übernatürliches Leben, ein Leben der Gnade und Heiligkeit beginne, jenes Leben, auf das der Bischof das gläubige Christenvolk hinweist, es darauf vorzubereiten und dahinzuführen sucht. Und daß dieses sein Bekenntnis von Herzen komme, bezeugte er dadurch, daß er Gott, das hl. Kreuz und das Evangelium als Zeugen anrief.

Nach Ablegung des feierlichen Bekenntnisses stellte der Erzbischof dem Erwählten verschiedene Fragen, um zu erfahren, ob er bereit sei, dieselben in seinem Amte zu betätigen.

1. Frage: Willst du das Volk, zu dessen Heile du geweiht

werden sollst, über die hl. Schriften durch Wort und Beispiel belehren?

Antwort Unseres Bischofs: Ja, ich will es tun.

2. Frage: Willst du die Überlieferungen der Väter und die Bestimmungen des hl. Apostolischen Stuhles ehrfurchtsvoll aufnehmen, lehren und halten.

Antwort: Ich will sie ehren und erfüllen.

3. Frage: Willst du dem hl. Petrus, welchem die Macht von Gott gegeben ist, zu lösen und zu binden, und seinem Stellvertreter Papst Pius X. und allen seinen Nachfolgern, den Römischen Bischöfen, Gehorsam und Unterwerfung entgegenbringen?

Antwort: Ja, ich verspreche es.

4. Frage: Willst du deine Handlung von allem Bösen abhalten, und mit Gottes Hilfe allem Guten zuwenden?

Antwort: Ich will mich bestreben.

5. Frage: Willst du die hl. Keuschheit mit Gottes Beistand bewahren und andere sie lehren?

Antwort: Ich verspreche es, zu kämpfen.

6. Frage: Willst du den göttlichen Verrichtungen obliegen, dich fernhalten von allen weltlichen Geschäften, dein Herz von niedrigem Gewinne losreißen, soweit es deine menschlichen Schwächen dir erlauben?

Antwort: Ich verspreche, mich ausschließlich dem Dienste des Herrn zu weihen und dem Heile der Seelen meine Kräfte zu widmen.

7. Frage: Willst du Demut und Geduld in eigener Person ausüben und davon auch andere überzeugen?

Antwort: Ich will das Beispiel meines demütigen und geduldigen Heilandes nachahmen.

8. Frage: Willst du freundlich, liebevoll und barmherzig den Armen und Notdürftigen um Gottes willen sein?

Antwort: Ich verspreche, allen alles zu werden.

Welch hohe und heilige, aber auch welch schwere Versprechungen machte nicht unser Hochwürdigster Bischof in diesen Antworten! Diese schweren Anforderungen, welche die Würde des Bischofs stellt, sind die Ursachen gewesen, warum das Herz unfres vielgeliebten Oberhirten voll Angst und Zittern erfüllt war, als er sich auf die hl. Weihe vorbereitete. Laßt uns zum Himmel die Hände erheben, Gott den Herrn zu bitten, daß er unserem Herrn Bischof Kraft und Stärke verleihen möge, den gemachten Versprechungen bis zu seinem Lebensende treu zu bleiben!

Darauf knieten die Bischöfe und alle Anwesenden vor dem Kreuze nieder und verrichteten insgesamt die Litanei, in der sie alle Heiligen anriefen, damit sie den zu Konsekrierenden in der Erfüllung seiner Versprechungen unterstützen möchten, damit die Gnade des Allerhöchsten durch sie auf ihn herabgesegelt würde, ihn begleiten, erleuchten und stärken möchte auf allen seinen Wegen.

Darauf erhoben sich die Bischöfe und bedeckten mit ihren gesalbten Händen das Haupt Unseres Bischofes, indem sie die Worte sprachen: „Empfange den hl. Geist!“ Worauf er jenen Geist empfangen, der den Erlöser im Schoße Mariens gebildet, jenen Geist, der die Kirche der Seligmachung ins Leben gerufen und die hl. Sakramente eingesetzt hat, jenen Geist der in Gestalt feuriger Zungen auf die hl. Apostel niederstieg und in dessen Kraft sie hinausgingen, das hl. Evangelium zu verkündigen und Mühseligkeiten aller Art zu tragen. Diesen Geist erhielt auch unser Herr Bischof, kraft dessen er von Gott gesandt ist, in der Tiraspoler Diözese das hl. Evangelium zu verkündigen. Damit dieser Geist mit allen seinen Gaben im vollen Maße über ihn herniedersteige, beteten die Bischöfe und alle Anwesenden den schönen Hymnus: „Komm hl. Geist!“

Dann wurde unserem Hochwürdigsten Bischof ein langer Stab überreicht, der oben eingebogen ist. Er ist geformt gleich den Hirtenstäben. Er erhielt also einen Hirtenstab aus der Hand der Kirche. Die Kirche will uns dadurch belehren, daß der Bischof das ihm anvertraute Volk, einem Hirten gleich, auf gute und gesunde Weiden führen solle, wo er es nähre mit den Blumen und wohlriechenden Kräutern christlicher Tugenden, auf daß es erstärke im Glauben und in guten Sitten, auf daß es im Dienste des Herrn, in Leiden und Trübsalen ein gutes Schlachttamm werde.

Es wurde ihm darauf ein Ring an die Hand gesteckt. Der Ring ist das Sinnbild des Landes der Freundschaft. Der Bischof ist ein Hirte seiner Schafe. Der Hirt aber zeichnet sich aus durch Liebe und Milde seinen Schafen gegenüber. Er ist seinen Schafen von Herzen zugetan. Er ist kein Mieling. Er geht in den Tod für sie, und wenn eines verloren ist, dann läßt er 99 zurück, um das Verirrte wieder aufzufuchen. Gemäß seiner Pflicht vergißt der Bischof sich selbst und denkt nur an das Wohl der Menschheit. Sie zu gewinnen, sie glücklich zu machen, das ist der Gegenstand seines Sinnes und Trachtens. Der Bischof ist also unser bester Freund. Denn er liebt uns in Christo mit ungeteilter, selbstloser Liebe. Er ist stets bemüht, uns das Brot des Lebens der Seele zu brechen und den Becher der reinen Wahrheit zu reichen. Diesen Dienst der Freundschaft wird er nicht nur kurze Zeit, sondern bis zu seinem letzten Augenblicke erweisen. Um dieses Land der Freundschaft nun, das den Bischof mit seinen Diözesanen verbindet, uns allen vor Augen zu stellen, ordnete sie an, daß ihm das Zeichen der Freundschaft, der Ring an die Hand gesteckt werde.

Während der hl. Handlung wurde ihm ferner das Evangelienbuch auf die Schultern gelegt. Was soll diese Zeremonie wohl bedeuten. Sie will uns sagen, daß auf des Bischofs Schultern die schwere Pflicht ruht, das hl. Evangelium zu verkünden und dem Volke zu erklären. Gleichwie die Apostel hingefandt wurden in alle Welt, aller Kreatur das Evangelium zu verkünden, so wird auch der Bischof von Gott durch den Papst in seine Diözese gesandt, um das gläubige Christenvolk zu unterweisen in allen Heilswahrheiten. Denn nicht verlangt das Volk, worüber es nicht belehrt wird. Will also der Bischof sein Volk zum Ziele der Seligkeit führen, dann muß er sein Volk lehren, ihm sagen, was es zu glauben, was es zu beobachten, welche Opfer es auf dem Wege des Heils zu bringen hat. Um also das schwierige Lehramt, das unser Hochwürdigster Herr Bischof auf seine Schultern nahm, auszudrücken, deshalb legte ihm die Kirche das Evangelium auf die Schultern.

Zuletzt wurde ihm eine golddurchwebte Mitra auf das Haupt gesetzt. Sie ist das Zeichen der fürstlichen Hoheit und Herrschaft. Der Bischof ist der Herr seiner Diözese. Er hat in der Kirche zu befehlen und außer der Kirche, soweit Glaube und Sitten in Gefahr sind. Ihm haben alle zu gehorchen, nicht nur Priester, sondern auch die Laien, nicht nur die Frauen, sondern auch die Männer. Wer seinem Bischöfe nicht folgt, begeht schwere Sünde. Wer seinen Strafen sich nicht unterwirft, liegt im Banne, verfällt dem weltlichen, kirchlichen und ewigen Gerichte. Die Mitra also auf dem Haupte unseres Herrn Bischofs will uns davon überzeugen, daß er unser Oberer und der Herr der Tiraspoler Kirche ist.

Die Mitra auf dem Haupte, den Stab in der Hand, den Ring in seiner Rechten, so saß unser Herr Bischof am Schlusse der Weihe vor aller Augen da. Das war der ergreifendste und rührendste Augenblick der ganzen heiligen Handlung, wie ein Augenzeuge bestätigte. Kurz vorher noch in dem Tale des einfachen Priesters sich bewegend, stand er jetzt auf der Spitze des Berges, des Episkopates. Vorher einer der Gefährten, ward er jetzt auf den Thron des Führers für Tiraspol erhoben. Vorher der Gehütete, wurde er jetzt, ausgerüstet mit dem Hirtenstabe, zum Oberhirten für Tiraspol ernannt. Vorher von Tiraspol geschickt, kehrt er nun als Bischof nach Tiraspol zurück.

Somit haben wir also wiederum einen Führer, einen Hirten und Vater. Ganz Tiraspol erwartete diesen Augenblick und freute sich, daß er endlich gekommen ist. Wenn nicht in Worten so beglückwünschten doch alle Tiraspoler Katholiken mit den Gefühlen des Herzens ihren neuen Bischof und sandten heissinnige Gebete zum Himmel, auf daß ihm Gott der Herr lange Jahre bescheren möge.

Aus fast allen Ecken der Diözese trafen Telegramme in Petersburg ein, um unsern Herrn Bischof zu begrüßen, was dem Ehrentage desselben ganz besonderen Glanz verlieh.

Bischof Zytowt: Nehmen Sie meine Huldbigung gnädig entgegen! Es segne Sie der Herr in Ihrem hl. Dienste!

Das Lehrpersonal des Tiraspoler Seminars: Von Herzen wünschen wir Eurer Exc. Glück zur hohen Bischofsweihe. Unter Eurer Exc. Leitung möge die Tiraspoler Diözese und das Seminarium zu Saratow blühen und gedeihen lange, lange Jahre: Kruschinsky, Alimatschewsky, Brungardt, Alfionow, Bogoslawsky, Staub, Kuldskep, Rimont, Sajenezky, Kotelnikow.

Das Tiraspoler Seminar: Unsere heissinnigen und herzlichsten Glückwünsche begleiten Sie heute bei der Feier Ihrer hl. Bischofsweihe.

In kindlicher Liebe Ihre Zöglinge des Tiraspoler Seminars.

Kanonikus und Pfarrer E. Stang und die Vertreter der Kischinewer Pfarrei:

Herzlich wünschen wir Glück! Wir freuen uns ob Eurer Bestimmung. Wir beten zu Gott für Sie. Wir wünschen Ihnen eine andauernde Gesundheit zum allgemeinen Wohle des Lebens.

Präsident des Kischinewer Wohltätigkeitsvereines:

An diesem hohen Tage Eurer Excellenz bringt Ihnen die Verwaltung des Kischinewer Wohltätigkeitsvereines die herzlichsten Glückwünsche entgegen und bittet um den Segen.

Die Gemeinde aus Bendery: Die Pfarrkinder der Kirche aus Bendery sind erfüllt von den Hochgefühlen der Freude an Eurer Excellenz Ehrentag und bitten, ihre aufrichtigsten Glückwünsche entgegenzunehmen zu wollen.

Die Gemeinde aus Saratow: Die katholische Gemeinde zu Saratow bittet Eure Excellenz geruhig zu wollen, die herzlichsten Glückwünsche derselben zu Ihrer Bischofsweihe entgegenzunehmen. Gottes Segen und viele Jahre!

Das Rownojer Dekanat: Bei Gelegenheit des Vollzuges der Konsekration Eurer Excellenz, und des freudreichen Ereignisses der Ernennung Eurer Excellenz zum Hirten und Führer der Tiraspoler Diözese, wünschen wir Eurer Excellenz von Herzen Glück, indem wir den Gefühlen der Ergebung, der Unterwerfung und Glück- und Segenswünschen Ausdruck verleihen.

Das Kapitel aus Wilna: Mit Geist und Herz umstehen die Glieder des Wilnaer Kapitels den Altar Eurer Excellenz Konsekration, göttlichen Beistand über Sie in Ihrem bischöflichen Amte herabsehend.

Das Wilnaer Seminar: Die Professoren und Muttunen des Wilnaer Seminars beglückwünschen Eure Excellenz und wünschen Ihnen alles Gute.

Das sind die offiziellen Telegramme, welche aus dem Drahte des Telegraphen an unsern Bischof gelangt sind. Noch viele Privattelegramme sind eingelaufen, die wir hier nicht wiedergeben können wegen Mangel an Raum.

Welches ist nun das Telegramm, welches wir, die Glieder der Diözese Tiraspol insgesamt, schicken wollen. Es darf nicht aus dem Drahte des Telegraphen kommen, nicht in toten Buchstaben an unsern Herrn Bischof gelangen, sondern es möge das Telegramm eines aufrichtigen Herzens sein. Es möge der Ruf sein, der an allen Ecken der Diözese hörbar ist: Es lebe unser Hochwürdigster Vater, Hirt und Führer, unser Bischof Joseph Kessler! Er möge uns leiten, mahnen, lehren, tadeln, wenn wir es verdient haben! Er möge uns weiden auf den Weideplätzen des Glaubens! Er möge wie ein guter Freund uns helfen! Wir Diözesanen von Tiraspol erheben die Hand zur hl. Beteuerung, daß wir ihm Gehorsam leisten, daß wir seine Kinder, fügsame Schafe, ergebene Untertanen sein und bleiben wollen bis zu unserm Ende!

J. G. G. G.

## Des Kreuzes Sieg und Sieg im Kreuze.

## Festgedicht

von Prof. Anton Fleck.

Seiner Bischöflichen Gnaden dem Hochwürdigsten Herrn Bischof Magister

Joseph Keszler

Diözesan-Bischof von ganz Tiraspol.

In Ehrfurcht, Hochachtung und Ergebung gewidmet.



I.  
 Schon hundert<sup>1)</sup> Jahre sind vorbei,  
 Als unsre Ahnen notgezwungen,  
 Vom deutschen Heimatlande scheidend,  
 Ins Keußenland sind vorgedrungen.  
 Da saßen sie in weiter Fremde  
 Gar weit vom deutschen Vaterlande:  
 Hier, wo die Wolga sich ergießet,  
 Dort an des schwarzen Meeres Strande.

Und auf den öden Steppgefilben,  
 Wo wilde Horden graufig hausten,  
 Wo alles sie in Schrecken hielten,  
 Wenn sie zu Rosse feldein sausten:

Da schlugen sie die Zelte auf;  
 Da banden sie im düstern Land;  
 Wo Raub und Mord und Übelthat  
 Ein festes deutsches Bruderband;

Da senkten sie mit frommem Sinne  
 Der Väter Kreuz ins Erdreich ein,  
 Wo sie das Heimatland beweinten,  
 Wo sie gebetet im Verein.

Da bauten sie dem Herrn Altäre,  
 Auf denen reiche Opfer brannten,  
 Die sie dem Herrn zur Bitt', zur Ehre,  
 Zu ihrem Heil zum Himmel sandten.

So oft von Raublust angetrieben  
 Die Herden der Nomaden kamen,  
 Um Haus und Hof und Feld zu plündern,  
 Zum Kreuze sie die Zuflucht nahmen.

So oft sie durch das Land gezogen  
 Und unsre Väter niederschlugen  
 Und Frau und Kinder mit sich nahmen,  
 Den Jammer sie zum Kreuze trugen.

Und sieh! das Kreuz, es hat gesiegt;  
 Denn wo einst herrschte Muhamed,  
 Wo Islams Halbmond siegreich prangte,  
 Das Kreuz als Siegesbanner weht.

Wo wilder Steppenrosse Hufe  
 Die Erde im Galoppe traten,  
 Da hat die deutsche Hand gepflanzt  
 Die friedlich grünen Weizenjaaten.

Wo unstät zogen dunkle Stämme  
 Gar ruhelos von Ort zu Ort,  
 Da stehn die Dächer deutscher Söhne,  
 Da klingt gar traut das deutsche Wort.

Wo einstens des Propheten Diener  
 Die Sonne ehrten lange Zeit,  
 Da schaut der Sonne heut' ins Auge  
 Das gold'ne Kreuz der Christenheit.

Und heut' bestieg der Siegesengel  
 Die Keda in dem Karmental,  
 Vier Rosse trugen ihn daher  
 In diesen hohen Festessaal.

Und freudig strahlt sein Angesicht.  
 Denn er bringt uns die frohe Kunde,  
 Daß unser Sieg ein großer ist  
 Im Steppenland zu dieser Stunde.

Das Kreuz auf seiner Brust erstrahlt.  
 Sein Haupt die gold'ne Mitra schmückt.  
 Die Linke hält den Hirtenstab.  
 Er spricht es laut, gar hoch entzückt.

Den Würdenträger hier im Saale,  
 Vor aller Augen hoch erhöht,  
 In dem das Kreuz heut' glanzvoll siegte,  
 Hat sich der Heiland auserwählt,

Auf daß er in dem Steppenland  
 Das gläub'ge Christenvolk regiere,  
 Der Führung sichere Hand ihm reiche,  
 Zur Seligkeit es glücklich führe.

So hat das Kreuz denn heut' gesiegt.  
 Denn wo einst hauste der Prophet,  
 Ist heut ein Bischof auserkoren,  
 Damit des Kreuzes Reich erstehet.

Ein Siegesruhm geht heut im Lande,  
 Den Tiraspol nicht oft geschaut.  
 Das Kreuz hat für uns all gestritten,  
 Das Kreuz, auf das wir fest vertraut.

Seid uns gegrüßt, o teurer Hirte,  
 Seid uns umarmt mit warmer Brust!  
 Verjüngt regt sich das schwere Herz,  
 Zu leben fühlt es neue Lust.

Ihr seid die Ehre unsrer Väter,  
 Die Freude eurer Brüder Schar,  
 Der Jubel unsres deutschen Volkes,  
 Des Landes Ruhm, das Euch gebart!

<sup>1)</sup> Genau 139 sind es, daß die Deutschen an der Wolga, und 101, daß jene im Süden nach Rußland gekommen sind. Dieses schöne Gedicht wurde vom hochw. Verfasser vorgetragen bei der Gratulation nach dem Ingresß. (Die Red.)

Der Wolga rascher Flutenlauf,  
Er trägt es hin durch alle Lande,  
Daß unsrem Volke Heil geschah,  
Da Gott aus ihm den Bischof nannte.

In festlich lautem Widerhall  
Verkündigt weit die frohe Kunde  
Des schwarzen Meeres Wogenshall,  
Was uns geschah zu dieser Stunde,

In Berg und Tal, in Wald und Flur  
Ertönt der helle Jubelklang,  
Daß heute unsres Erdreichs Schoße  
Der Hirt für Tiraspol entsprang.

O ruft es laut, ihr deutschen Dörfer,  
In weiten flachen Steppgebieten,  
Daß Sieg und Herrlichkeit und Ehre  
Euch allen heute ward beschieden.

Drum hisset auf die Festesfarben!  
Und Freude wohne in den Dächern!  
Und Jubel ziehe durch die Straßen!  
Ein Festtrank glühe in den Bechern!

Und Jubelsänge laßt erschallen  
Durch eurer Äcker Weizenfaat,  
Um würdig heute den zu preisen,  
Der uns das Heil bereitet hat.

**II.**

So tritt heran, o Tiraspol,  
Und huld'ge deines Volkes Sohne,  
Der heut' dein Bischof, Führer ist,  
Der waltet auf der Kirche Throne.

Schon steht um Euch, o Hirt und Vater,  
Heut' Tiraspol im vollen Chor;  
Es hebt die Hand zum Schwur der Treue  
Euch, Bischof, den der Herr erkor.

Der Wahrheit Waffen angetan,  
Gerüstet mit des Glaubens Schilde,  
Ganz Tiraspol will sich vereinen  
Zu eines heil'gen Kampfes Bilde.

Wenn ratlos hin und her Ihr denkt;  
Wenn mutlos Ihr die Blicke senket;  
Dann rufet uns in schweren Tagen;  
Dann sind wir da, die Last zu tragen.

Wenn Eurer Mittel Vorrat mangelt,  
Zu decken Eurer Pläne Not,  
Dann wird ganz Tiraspol erfüllen  
Der Steuer freundliches Gebot.

Wenn mächt'ge Feinde Euch umstehn,  
Dann laßt an uns den Ruf ergehn,  
Dann stehen fest wir Mann an Mann,  
Auf daß der Feind nicht schaden kann.

Wir wollen alle tragen helfen,  
Wir werden gern die Arbeit teilen,  
Wir wollen selber uns vergessen  
Und werden Euch zur Hilfe eilen.

Tiraspol ist ein großer Garten,  
In dem die Aeben oft verdorrt;  
Des Heilands Weinberg anzupflanzen  
Ist Eure schwere Pflicht geworden.

Tiraspol ist ein weites Feld,  
Das brach noch liegt und ungebaut,  
Des Glaubens Weizenfaat zu säen,  
Hat Euch der Herr heut anvertraut.

Tiraspol ist ein stürmisch Land,  
Wo Recht und Wahrheit in Gefahr.  
Der Wahrheit Wege zu bereiten, —  
Das flehet Eurer Kinder Schar.

Seid unverzagt in Euren Sorgen!  
Es lebt ein treues Tiraspol!  
Es ist bereit zu großen Opfern,  
Wenn sie verlangt des Glaubens Wohl.

Seid unverzagt, wenn Euch erschreckt  
Der Arbeit schwere Bischofslast!  
Das Kreuz wird Euch zu tragen lehren.  
Ihr siegt, wenn Ihr das Kreuz erfast.

Im Kreuz hat Konstantin gesiegt,  
Der heil'ge Held der Christenheit;  
Im Kreuze siegte Christi Reich  
Von Anfang bis in unsre Zeit.

Umfasst fest das Siegeskreuz:  
Dann werdet Ihr nicht unterliegen!  
So wie das Kreuz in Euch gesiegt,  
So werdet Ihr im Kreuze siegen.

**3. G. G. G.**

**Die bestrafte Habjucht.**

„Gold und Silber hat schon viele ins  
Verderben gestürzt.“ Sirach. 8, 3.

**D**ie Stadt lockt an. Die Hoffnung, einen reichlichen Verdienst dort zu finden, zieht viele heran. Diesem „Zug“ in die Stadt“ schloß sich auch Fomitschew an. Als junger, starker Bursche, dem Handwerke nach ein Zimmermann, kam er nach Saratow. Seine Taschen waren leer, weshalb er sich ein billiges Quartier ausserhalb der Stadt an der Bucht suchen mußte. Dort traf er zwei alte Leute. Jonow, ein „Nikolajewskij“ (Soldat) und dessen Zuhälterin Sawjalowa, beide über hundert Jahre alt. Jonow erhielt sechs Rubel monatlich Pension, und Sawjalowa beschäftigte sich mit dem Bettelsack. Trotzdem galten die Alten als reich. Die Nachbarn wollten wissen, daß Sawjalowa Geld bei sich im Hemd eingenäht trage. Natürlich hörte auch Fomitschew davon. Das Häuschen, welches Jonow bewohnte, war sein Eigentum. Am Viehstall war eine Ausbesserung notwendig geworden. Sawjalowa übertrug die Arbeit dem Fomitschew und zahlte ihm dafür einen Rubel. Damit war Fomitschew nicht zufrieden und verlangte mehr. Sawjalowa sagte ihm aber, sie habe ihm die Kost gestellt, das sei doch auch etwas wert, weshalb er nicht mehr beanspruchen könne. Fomitschew wollte das aber nicht einleuchten, und er flüsterte dem alten Jonow ins Ohr: „Die Alte wird keines natürlichen Todes sterben.“

Als die Verwandte Jonows am 2. Mai d. J. morgens Sawjalowa weckte, rührte die sich nicht. Jonow erschrak; denn seine Zuhälterin war tot. Auf sein Rufen ließen die Nachbarn zusammen, besonders viele alte Weiber, die durch ihr Sammeln und Weinen jeden ins Häuschen lockten, der da gerade vorüber ging. Als bald mochten sich die Frauen daran, die Tote abzuwaschen und auf die Streu zu legen. Fomitschew hatte die Nacht im Hause Jonows zugebracht, war jedoch früh morgens ausgegangen. Nun kehrte er zurück und verhielt sich ganz kaltblütig. Der Alte jedoch sagte ihm ins Gesicht: „Du hast die Sawjalowa umgebracht.“ Die Anwesenden aber achteten nicht viel darauf und meinten, Jonow mache Fomitschew den Vorwurf nicht im Ernst, da man noch keine Anzeichen eines gewaltsamen Todes entdeckt hatte. Für jeden Fall rief man den Schutzmänn herbei. Dieser meldete der Polizei den Vor-

fall. Die Sache wurde untersucht, und es stellte sich heraus, daß Sawjalowa eidrosselt sei. Auf wen anders fiel der Verdacht als auf Jomitschew. Er leugnete beharrlich seine Schuld. Sonow behauptete, Sawjalowa hätte 65 Rubel im Hemd eingnäht gehabt, die abhanden gekommen waren. Jomitschew mußte sich eine körperliche Untersuchung gefallen lassen. Da fühlte man zwischen dem Einfutter und dem Oberzeug der Weste etwas, was wohl nicht zu dem Kleidungsstücke gehörte. Man öffnet und zieht den Beutel der Sawjalowa mit den 65 Rubeln heraus. Jomitschew sollte eine begründete Erklärung geben, woher er das Geld habe. Er blieb aber die befriedigende Antwort schuldig und wurde verhaftet.

Vor einer Woche kam die Sach. vor dem Saratower Schwurgericht zur Verhandlung. Die Geschworenen fanden Jomitschew des Raubmordes schuldig, und das Gericht verurteilte ihn unter Anwendung des Allerhöchsten Manifestes zum Verluste aller Rechte und auf fünf Jahre zu Zwangsarbeiten in den Bergwerken.

Hieronimus.

## Bist du wirklich katholisch?

(Schluß.)

**E**st im Dorfe, in der Jahreszeit, da die Landleute die meiste übrige Zeit haben und oft nicht wissen, wie sie dieselbe totschlagen sollen. Besonders schwer sind die langen Abende heranzubringen. Da sucht man denn Unterhaltung, wo dieselbe zu finden ist. Besonders stark ist in letzter Zeit in den Dörfern das Kartenspiel verbreitet: es kartet jung und alt, klein und groß, arm und reich, am Tage und Abend. Sogar die Weiber lassen den Stricktrumpf und die zerrissenen Hosen liegen, um sich auch ein wenig Zeitvertreib zu machen; kein Feiertag ist zu hehr, ebenso gibt es auch keine Advents- und Fastenzeit mehr. Das Kartenspiel an und für sich ist noch nichts Böses, wenn es zur bloßen Unterhaltung gespielt wird. Wenn man dasselbe aber um Geld treibt; wenn es einmal schon so weit ist, daß der Spieler seine ganze freie Zeit dazu verwendet; wenn er ganze Nächte dabei zubringt, sich den notwendigen Schlaf raubt und so seine Gesundheit untergräbt und zur Ausübung seiner Berufsgeschäfte untauglich wird; wenn er bei stockfinsterner Nacht, beim häßlichsten Wetter und knietiefem Schmutz von einem Ende des Dorfes zum andern wadet, um seine Spielkameraden aufzufinden; wenn er sein krankes Weib oder Kind allein zu Hause, oder deren Pflege fremden Leuten überläßt; wenn er keine Zeit findet, sich darum zu kümmern, ob seine Kinder auch regelmäßig beten, fleißig Kirche und Schule besuchen; wenn er keine Lust mehr hat, sich um seine Wirtschaft zu kümmern, — so kann das unmöglich mehr ein unschuldiges Vergnügen genannt werden und muß etwas Böses sein. Rechnet man noch dazu die vielen versäumten heil. Messen, Predigten und Vespere an Sonn- Feiertagen, das unterlassene tägliche Gebet, die vielen Fluchworte welche beim Spiele ausgestoßen werden, den Hader und Streit, welcher in des Kartenspielers Haus einzieht, — so muß man sagen, daß die Leidenschaft dieses Spieles vom bösen Feinde angefaßt und unterhalten wird und durchaus eine Sünde sein muß!

Der liebe Leser erlaube mir, ihm einmal im Bilde die „edle“ Unterhaltung des Kartenspiels vorzuführen: In der Stube stehen einige Tische in langer Reihe, und jeder Platz ist besetzt. Wir sehen alte Grauföpfe, junge Männer, Buben von 16 Jahren, Lehrer, Küster, Schulz, Schreiber, Büttel, Knechte, den Tzig Schneider und Schuster Schmerl — eine sehr bunt gewürfelte Gesellschaft; doch alle sind willkommen, die Lust haben, ihr Geld zu vertun, und ein jeder ist gekommen, es dem andern abzugeben. Auf jedem Tische steht in der Mitte ein Tell. r., in welchen von den gemachten Gewinnsten eine bestimmte Abgabe gelegt werden muß; sagen wir von jeden gewonnenen zehn Kopeken eine Kop. Das so gesammelte Geld wird „verpoffen“. Die Gesichter der meisten Spieler sind schon rot, denn das Glas muß immer ausgetrunken werden, und wenn die Gesellschaft einmal ein bißchen angestekt ist, so geht das Spiel desto schöner. Jetzt kommt gerade ein alter Graubart mit einem Buben, dann der Schulz mit dem Büttel, ein Knecht mit dem Lehrer wegen einer Kopeke in Streit. Es fallen dabei Worte, die man sich an einem andern Orte nicht leicht gefallen lassen würde, hier aber annehmen muß: „Ihr seid ein alter Och!“ sagt der Bube; der

Knecht: „Sie sind ein rechter Esel!“ und der Büttel: „Du bist ein Spitzbube!“ Keiner traut dem andern, die Augen aller hasten auf den Fingern des Kartengebers, weil gar viele im Betrügen geübt sind und wegen einigen Kopeken bereit sind, die andern zu hintergehen. Hier und dort fällt ein schwerer Fluch oder eine Verwünschung, wenn einer der Spielenden kein Glück hatte. Mit neidischen Augen werden die Geldstücke der Gewinnenden angeschaut und schadenfrohes Gelächter ertönt, wenn einer derselben einen hohen Einsatz verliert. Kurzum, die Leidenschaft ist auf den höchsten Grad erhöht, und es fehlt nur ein Fünkchen, so schlägt die Flamme hoch empor! Auch diese Gelegenheit bietet sich bald; denn einer der Spielenden hat falsch gespielt; es bilden sich zwei Parteien, und los geht es mit Fäusten, Flaschen und Stühlen: der Knecht schlägt dem Lehrer blaue Augen hin, der Büttel seinem Schulzen Löcher in den Kopf; der Schusterschmerl hat den Küster am Kragen, um ihm die Ohren vollzuhaun, und der milchbärtige Bube hat den alten Graubart am Boden liegen und gebraucht das Recht des Stärkeren. Das Vergnügen ist nun vorbei — für immer, denkt der Leser? Nein, es ist das nur eine kleine Abwechslung! Morgen ist alles wieder beim alten. Und alle diese Männer wollen katholische Christen sein!?

Voriges Jahr im Fastnacht herum starb meines guten Freundes Frau; sie war eine musterhafte Hausfrau, wie in der Wirtschaft, so auch in der Kindererziehung. Die Kopeken verstand sie merkwürdig zu drehen und so auch der Kinder Kleider zu erhalten, die dabei aber doch immer ganz und reinlich aussahen. Die schönsten Gebeten konnten sie von allen Kindern in der Nachbarschaft, und die brävsten waren sie auch. Die armen Würmlein hatten nun keine liebende Mutter mehr und ihr Vater keine Lebensgefährtin; allein stand er da mit den armen Waislein: wer sollte sie versorgen und pflegen, wer ihnen die Mutter ersetzen? Mein armer Freund sah sich nun gezwungen, nach einer Hausfrau Umschau zu halten, die ihm und seinen verwaisten Kindern das werden könnte, was seine verstorbene Frau ihnen gewesen. Auf meinen Rat wollte er ein armes, aber frommes und fleißiges Mädchen im Orte freien. Seine Verwandten jedoch hinderten ihn daran; mit dem ledigen Mädchen werde er noch viele Erben bekommen, und so werde dann von den vielen Kindern keines etwas erben, denn: „Viele Brüder, schmale Güter!“ Er ließ sich überreden und freite eine ältere Person, bei welcher keine Hoffnung mehr auf Nachkommenschaft war und die dabei nur ein Mädchen in die Ehe brachte. Dieses „eine“, aber wurde in meines Freundes Familie das, was ein junger Kuckuck in dem Neste unter den kleinen Vögeln ist. Kein guter Bissen kam mehr an meines Freundes Kinder, kein ganzes Kleidchen, kein freundliches Wort, kein liebevoller Blick: alles, alles war für das neue Schwesterchen. Und was die Stiefmutter mit ihrem „Herzblättchen“ für einen Aufwand trieb: es ging gekleidet wie ein Stadtkind, während die übrigen Kinder in Lumpen und Schmutz einhergingen; es durfte mit Vater und Mutter am Tische sitzen und bekam die besten Bissen, indes die Waislein eine armselige Suppe in der Ecke verzehren mußten. Nach des neuen Schwesterleins Pfeife mußten alle im Hause tanzen, und wenn es zu schreien und zu strampeln anfang, so zitterten die andern schon an allen Gliedern; denn gewiß gab es für sie jetzt die härteste Strafe. O welches Leiden hatte diese Berechnungsheirat meinem armen Freunde und seinen Kindern gebracht! Gott allein kann die Tränen und Seufzer derselben zählen; er wird aber auch dieser schlechten Stiefmutter, die bei allem noch eine gute Katholikin sein will, einstens die Maske herunterreißen und sie vor aller Welt in ihrer ganzen Schlechtigkeit bloßstellen.

Was doch die Menschen für sonderbare Begriffe von dem Worte „katholisch“ haben! Ist da irgendwo eine liebe Base, ich weiß nur nicht, wie ich sie schnell taufen soll. Sie ist zwar katholisch getauft, aber Ansichten hat sie, wie ein Heide. An Freitagen, Samstag und andern gebotenen Zeiten sich von Fleischspeisen enthalten, fällt ihr nicht ein. „Das ist bei mir keine Sünde! Wenn man hart arbeitet, muß man Fleisch essen! Wenn es so kalt ist, da muß man Fleisch haben! An Feiertagen ist bei mir kein Fasttag! Wer kann denn sechs Wochen lang ohne Fleisch leben! Der liebe Gott hat mir alles genug gegeben, das muß ich jetzt auch genießen, es sollen die fasten, welche arm sind!“ So und ähnlich lauten ihre Ausreden über das Fastengebot! Gerade so reich ist sie an Ausreden bei der

Sonntagsentheligung: „Ich kann nicht alle Sonn- und Feiertage zur Messe fahren und die Wirtschaft fremden Leuten überlassen. Da plagt man das arme Vieh die ganze Woche über, und am Sonn- und Feiertag werde ich sie doch nicht auch noch quälen. Wir haben einen Schullehrer, der braucht nicht alle Sonntage in der Messe sein, soll zu Hause Kirche halten, das ist bei mir so gut wie dem Vater seine Messe!“ Und wenn es erst am Sonntage an die Arbeit geht: wenn da von 5 Uhr nachmittags angefangen wird zu mähen, einzufahren, Frucht auf den Speicher zu schaffen, Aribusen zu holen, Kartoffeln zu verlesen, Welschkorn abzublatten und, wer weiß, was noch für Arbeiten zu verrichten, da sind die Ausreden so feil, wie die Rüben im Sommer. Etwas Katholisches hat diese Base doch immer noch im Gebrauche: sie kauft sich alle nur möglichen Rosenkränze, um sie — fleißig zu beten, denkt der liebe Leser! Nein, bewahre: „die Rosenkränze alle zu beten, habe ich keine Zeit und auch keine Lust“ meint sie: „ich lasse sie jedes Jahr ein paarmal weihen; das ist bei mir so gut, als wenn ich sie bete!“ Die Frage zu stellen, ob denn diese Base auch katholisch sei, wäre zu einfältig; fragen wir lieber, ob bei ihr noch alles richtig sei.

Daß unser lieber Heiland Jesus Christus mit seiner Mutter und den Jüngern zu Kana bei einer Hochzeit war, weiß ein jedes Schulkind; wie man sich aber auf jener Hochzeit unterhalten hat, können wir uns selbst denken; denn wäre es dort so zugegangen wie auf unsern Hochzeiten, so hätte der liebe Jesus kein Bleiben mehr gehabt, ja vielleicht hätte er getan, was er einst im Tempel that: er hätte die Hochzeitsgäste mitsamt Braut und Bräutigam aus dem Hause getrieben. Die meisten von uns haben schon Hochzeiten mit- und durchgemacht und können dabei nichts Unordentliches finden: „Hochzeit ist keine Beerdigung, dabei muß es lustig zugehen!“ Wenn die Lustbarkeiten anständig abgehen, so ist dagegen nichts einzuwenden. Wo findet man bei uns noch Anstand auf einer Hochzeit, wenn einmal alles toll und voll ist? Wenn ein fremder Mensch, der so etwas in seinem Leben noch nicht gesehen hat, nächstem in so ein Hochzeitshaus kommt, die vielen Menschen und ihr tolles Treiben sieht, wie sie im Zimmer, auf Tischen und Bänken herumhupfen, schreien, johlen und pfeifen, so glaubt er anfänglich, in ein Narrenhaus gekommen zu sein. Es ist hier alles erlaubt: da werden die schmutzigsten Lieder gesungen, die abscheulichsten Reden geführt, es wird geflucht, geschimpft, gefossen, gekartert um schweres Geld, es gibt auch blaue Augen, zertrakte Gesichter und abgeschundene Nasen. Und das alles geschieht vor den Augen der Kinder und unerfahrenen Jugend, im Beisein von altersgrauen Männern und Frauen. Niemand findet sich, der ein klein bißchen Verstand zeigt und etwas Anstand predigt. Es wäre aber auch schwer, etwas zu machen mit dem tollen Haufen, weil eben die meisten in dem Zustande sind, in welchem man ihnen mit einem Fuder Heu ausweichen soll!

Was doch die Menschen für Ansichten haben über die Pflichten einer katholischen Mutter! Gibt es doch in unserer nächsten Nähe Personen, die in den Ehestand traten in der Absicht, sich es jetzt recht bequem zu machen und sich Gutes zu tun. Solch eine junge Frau glaubt, ihre Beschäftigung bestehe einzig im Essen und Trinken und Spazierengehen. Da sitzt man dann beisamen bis zum Abend und „rätscht“, daß es ein Glend ist. Eine manche von diesen „Rätschbasen“ hat zu Hause ein Häuflein Kinder, worunter auch ein Brustkind und das eine oder andere von den übrigen krank ist. Die armen Würmlein sitzen und liegen im Schmutz, daß es einen anekelt, und haben sich schon fast die Häuse rausgeschrien! Die Mutter aber sitzt auf der „Rätschbank“, trinkt ihr Schälchen Kaffee und weiß alle Neuigkeiten, die auf 20 Werst im Umkreise geschehen. Ihre Kinder hat sie ganz und gar vergessen und auch die Bitte des Mannes oder der Schwiegermutter, doch zeitig nach Hause zu kommen! Meint ihr, sie ist nun für heute fertig, weil sie erst kurz vor Sonnenuntergang heimgeht? Sicher nicht: denn kurz nach dem Abendläuten sieht man sie schon wieder über die Straße gehen; ihr Mann hat auch mit gemuft; denn sie will doch nicht ewig zu Hause sitzen! Da, ist denn so etwas möglich? Bei einer schlechten Mutter kann alles vorkommen! Sie hat ja nicht geheiratet, um immer bei den Kindern und bei der Wirtschaft zu bleiben; sie will „rätschen“, Kaffee trinken und recht gut essen und sich schön kleiden. So hat sie sich den Ehestand gedacht und hineingelebt! Vielleicht wird ihr guter Mann doch eines Tages die Geduld verlieren und ihr die

„neunte“ Haut suchen. Oder kommt es bei solchen Frauen nicht manchmal so weit, daß die Schwiegermutter den Besen oder den Schwiegervater den Strich nehmen muß, um ihr andere Begriffe beizubringen von den Pflichten einer katholischen Mutter!

Sollte nun der Priester einer solchen Gemeinde von der Kanzel aus gegen dieses Übel arbeiten wollen, wehe ihm! Die „Rätschbasen“ hecheln ihn bei ihrer ersten „Versammlung“ durch, daß nichts mehr Gutes an ihm bleibt, und sollte er auch der frömmste und eifrigste Seelsorger sein.

Jeder von den geehrten Lesern wird mir recht geben, wenn ich alle diese vorgeführten Personen nicht als Katholiken anerkenne, trotzdem sie es sein wollen, die ewige Wahrheit, Jesus Christus, sagt ja deutlich: „Wer meine Worte hat und sie hält, der ist es, der mich liebt!“ Ein Katholik darf nicht mit dem großen Haufen leben, nicht tun, was andere tun; er muß durch sein Leben zeigen, daß er ein wahrer und kein Namenkatholik sei.

Ein Beobachter.

## Reisebilder von P. Leonard Oberle.

(Fortsetzung).

Wir nahmen Abschied, und nun ging's dem Revisionsgebäude zu, wir kamen aber zu spät, es war schon geschlossen. Seht war guter Rat teuer. Auf dem Schiffe zu verweilen, das verstieß gegen die Schiffsregel, in die Stadt zu kommen, ging schon an, aber unser Gepäck, wo sollten wir das unterbringen? Wir protestierten, es half aber nichts — wir boten ein reiches Bakschisch an, die Polizeibehörde ließ sich diesmal nicht überreden. Dank dem H. Kapitän, der sich unser annahm, gelangten wir endlich doch in die Stadt, indem wir das Gepäck zur Verwahrung in Schiffe ließen. Wir nahmen unser Nachtquartier im Hotel Bonard, wo wir für ein schönes Geld liebevolle Aufnahme und gute Pflege erhielten. Die Hotels sind meistens nach europäischem Muster und ganz komfortabel eingerichtet. Eine herrliche Aussicht hatten wir auf das Meer. Interessant ist es zu schauen, wie man hier bei ruhigem Wetter das Meerwasser mit einer starken Mauer umgrenzt und nach und nach das Wasser durch Verandung, was eine schmalspurige Eisenbahn besorgt, ablaufen läßt und auf diese Weise trockenen Boden gewinnt. Die Gesellschaft macht hiemit gute Geschäfte. Ich fragte, ob nicht auch Juden an dem Geschäfte sich beteiligten, und erhielt die Antwort, daß die Gesellschaft hauptsächlich eine jüdische sei.

Am nächsten Morgen machten wir einen kleinen Ausflug in die Stadt, während unser Reisegefährte die Sache vom Schiffe abholte. Das Europäische Viertel mit seinen vielen hübschen Palästen und Hotels konnte uns hier nicht in ereffieren, wohl aber das Arabische Viertel, in dem die Fellachen, d. h. Landleute wohnen. Auf dem Platze, wo vor vielen Jahrhunderten die berühmtesten Heiligtümer Ägyptens, die Paläste der alexandrinischen Gelehrten standen, wo die Bewohner in üppigen Mahlzeiten schwelgten, hat sich jetzt das größte Elend niedergelassen. Hier treffen wir die Fellachen, einen Stamm, bei dem Elend, Armut und Schmutz in gleicher Weise zu Hause sind. Ihre Wohnungen, die sie mit ihrem einzigen Haustiere, der Ziege, teilen, sind Ställe, aus Lehm gebaut, mit einer einzigen Öffnung, durch welche die zwei- und vierfüßigen Bewohner ein und aus gehen, und die außerdem noch als Kamin dient. Kommt ein Fremder in dies Viertel, so stürzen Knaben und Mädchen, Männer und Frauen auf ihn zu, Bakschisch schreiend. Einige bieten den Fremden alte Funde an, die sie auf Ruinenfeldern ausgegraben haben. In keinem Lande findet man solch schreiende Gegensätze wie im Orient: auf der einen Seite die reichen Scheiks, welche nicht wissen, wie sie ihre Schätze verschwenden und das arme Volk ausbeuten sollen, auf der anderen die bitterste Not und Armut, das größte Elend, in Lumpen geküllt. Warum soll sich auch der Fellache plagen und nach Besitz streben, wenn es ihm die Staatsbeamten durch verschiedene Eupressungen später doch nehmen! Das Sprichwort sagt: „Niemand gibt, was er nicht hat.“ Die ansässigen Europäer behandeln diese armen Leute schlimmer als Tiere, quälen und schlagen sie, wenn sie sich ihnen nähern und um etwas bitten. Auch hier geben die Christen den Moslems das schlechteste Beispiel. Da liegt auch die Gefahr sehr nahe, daß die

Moslems die hl. Lehre unserer Religion und das sittenlose Leben dieser Christen auf gleiche Stufe stellen.

Ich darf hier die Mukari, Eselstreiber, nicht vergessen, welche allenthalben den Fremden ihre Tiere zum Reiten anbieten. Ihre Tiere sind die besten; die Namen, die sie ihnen beilegen, bekunden das: „Bismarkeſel!“ „Caprivieſel!“ rufen sie dem vorüberziehenden Fremden zu, indem sie noch einige Worte wie Gentleman, Monsieur, Signore oder „Herr“ hinzufügen. Diese Worte kann schon der kleinste Knabe aussprechen, — nicht zu vergessen natürlich das Wort Backſchiſch, Trinkgeld, vielleicht das erste Wort, welches der Sprößling des Orientalen über die Lippen bringt, wenigstens ist so viel ſicher, daß er dieses Wort am öftesten zu hören bekommt, wenn er von seiner Mutter auf dem Rücken durch die Straßen getragen wird. Haben die Mukari einen Herrn gefunden, der auf ihrem Bismarkeſel reitet, so geht es im raschesten Tempo vorwärts. Auf den armen Esel wird mit aller Gewalt geschlagen; ich habe oft blutende Tiere gesehen. Der Esel (chemar) ist dem Orientalen ein verhaßtes Tier (es ist eine der schwersten Beleidigungen, wenn man einen Menschen „ibn chemar“, Sohn eines Esels schimpft.) Hinter dem Tiere einherlaufend, rufen sie unaufhörlich: guarda regle! gib acht auf deine Füße! eschmala, eschmalek! nimm deine Linke in acht! Nur einmal habe ich mir das Vergnügen gegönnt, auf so einem Esel zu reiten, weiter hatte ich keine Lust mehr dazu. Zum Verwundern ist es, wie diese Leute ohne Pantoffel über Stock und Stein so lange und so rasch laufen können, ohne zu ermüden.

Vor wir Alexandrien verlassen, will ich noch die eigentümliche Tracht der Frauen von Ägypten beschreiben, welche auch hinsichtlich der religiösen Anschauung dieser Leute höchst bemerkenswert ist. Sie tragen nämlich über das halbe Gesicht einen schwarzen Schleier, und an der Nasenwurzel haben sie ein Messingröhrchen befestigt, welches jedem Fremden sofort auffällt. Dieses Zeichen tragen die Frauen als Talisman, um sich vor dem „bösen Blick“ zu sichern. Dieser „böse Blick“ ist das Gespenst, welches der abergläubische Orientale wie nichts auf der Welt fürchtet. Vor ihm schützt er sein Haus, seine Familie. In anderen Gegenden, wie in Galiläa, tragen die Frauen Kieselsteine als Talisman um den Hals. Dieser Glaube vom „bösen Blick“ beherrscht den ganzen Orient; selbst bis Neapel ist diese Anschauung vorgeedrungen. Dort suchen sich die Leute durch Totenköpfe zu schützen.

Nach dem wir uns mit einigen Lebensmitteln versehen hatten, ging's dem Bahnhofe zu. Den Weg von Alexandrien bis Port-Said wollten wir per Bahn zurücklegen, um das Wesen und Treiben der Ägypter besser kennen zu lernen. Es ist auch das Interessanteste, was ich von Land und Leute auf unserer Reise gesehen habe. Punkt 8 Uhr ertönte das Abfahrtsignal, und der Zug dampfte davon. Die Waggonen sind hier gerade nicht so schlecht, wie sonst im Oriente. Die hohe Temperatur gebot, die Fenster offen zu halten, und der durch den Zug aufgewirbelte feine Staub drang in dichten Wolken herein und ließ sich rücksichtslos auf uns nieder. Immer weiter und weiter kamen wir in das Innere Ägyptens. Es war gerade Dreschzeit. Das Getreide war schon abgenommen und manches Feld zum zweitenmale mit einer Art Mais eingefät. Die Tomatenfelder entfalteteten auf beiden Seiten ihre volle Pracht. Das Land ist eben, sonst könnte es Vater Nil durch seine zweimalige Überschwemmung nicht befruchten. Wir kamen gerade zur rechten Zeit und hatten das seltene Glück, dies Schauspiel mitanzusehen zu können. Außergewöhnlich früh schwoll der Nil im letzten Jahre an und trat seine Wohlthätigkeitsreise im Binnenland an, so daß viele von ihm überraſcht wurden und durch ihre Saumseligkeit großen Schaden litten, indem sie das Getreide in Garben nicht schnell genug zur Dreschteme brachten. Wagen gibt's nur in Städten, auf dem Lande kennt man sie nicht; sie wären auch ganz unpraktisch, da man auch ein Fahrgeleise, einen Weg, haben müßte, der ein gut Stück Land wegnehmen würde; hier aber können sich Tausende von einer so geringen Landfläche ernähren. Der Pflug besteht aus einem Stücke spitzen Holzes, bei Bemittelteren auch schon aus Eisen. Diese sind sehr unseren russischen Pflügen im mittleren Rußlande ähnlich. Gezogen werden selbe von einer schwarzen Kuh und Bruder Langohr oder von Kamelen. Sämaschinen oder Säcke sind hier überflüssig, denn hierzu hat der Ägypter ein langes weites Hemd. Abgenommen wird das Getreide mit der Sichel, heim-

gebracht auf dem Esel oder Kamel; auch Mutter Kuh läßt sich dazu verwenden. Das schönste Bild zeigt die Dreschteme: Das Getreide breitet der Ägypter gerade so aus, wie es bei uns Gebrauch ist. Die Tiere werden nach ihrer Größe ebenso, wie bei uns die Pferde, zusammengereiht. Letztere haben nur die Fuhrleute in den Städten; da die Pferde viel Futter verzehren, so sind solche den Leuten hier zu kostspielig. Die erste Stelle nimmt das Kamel ein (wenn ein solches im Besitze ist), dann kommt das Grautier, die Schwarze, das Kalb und endlich die Schwester Ziege. Sind alle in Reih und Glied, so greift der Landmann zum Stocke von Mannshöhe und treibt, begleitet von seinen Hausgenossen, langsam zwei bis drei Wochen lang das liebe Vieh darauf herum, bis alles zu Spreu zertreten ist. Hat jemand wenig Vieh, so gebraucht er zu diesem Zwecke noch eine Art Schlitten. Auf diese Weise haben die Sprößlinge des Hauses auch das Vergnügen, eine Schlittenfahrt, wenn auch im Sommer auf Stroh, statt im Winter auf Schnee, zu machen. Die Spreu wird in großen Säcken in die Städte geliefert. Auch ein Einkommen bei der miserablen Bauernwirtschaft! Das Land ist hier auf dieselbe Weise wie bei uns in Ackerlängen eingeteilt. Es scheint nie gewechselt zu werden. Der Nil ergießt sich jedes Jahr zweimal über das ganze Land und setzt einen lehmigen Schlamm ab; daher ist das Nilwasser auch immer trübe und unrein. Vom Hauptflusse sowohl, wie auch von den Nebenflüssen werden Kanäle sorgfältig unterhalten, um das Wasser überallhin leiten zu können. Je mehr Schlamm das Wasser absetzt, desto reicher fällt die Ernte aus. Um dem Wasser den Schlammabſatz abzugewinnen, muß jedes Grundstück einen erhöhten Rand haben, damit das Wasser länger erhalten bleibt und tiefer in das Erdreich hindringt. Kein Europäer kann sich vorstellen, unter welcher Mühe und bitterem Schweiß und Anstrengung das Land hier fruchtbar gemacht wird. Manche stehen wochenlang und schöpfen das nasse Element mit Eimern auf die Acker; andere haben einen Schwengel aufgerichtet, wieder andere haben ein quirlförmiges Instrument im Wasser liegen, das sie fortwährend umdrehen, um das fruchtbare Naß ihrem Acker zuzuführen.

Zuletzt kommen wir an die Dörfer. Durch bloße Beschreibung einen Begriff von denselben zu bekommen, ist unmöglich. Es kam mir oft der Gedanke, in welchem Elend die hl. Familie gelebt haben mag. Manches starkbevölkerte Dorf nimmt nicht mehr Flächenraum ein, als ein gewöhnlicher Bauernhof. Die Wohnungen gleichen unseren Schwalbennestern unter den Dächern. Aus Erde, kugelförmig, mit einer kleinen Öffnung für den Rauchabzug sind diese Wohnungen hergestellt. Straßen sind unnütz, es ist alles so aneinander geklebt, wie die Nester der weißen Hausſchwalbe. Da unsere Reise einen ganzen Tag dauerte, so konnten wir alles mögliche beobachten. Überall nisten sich Europäer ein und errichteten verschiedene Fabriken. Die Kultur hebt sich nur sehr langsam, aber doch schon merklich, besonders in der Nähe der Städte.

(Fortsetzung folgt.)

### Zur Züchtung, Ernährung und Pflege unserer landwirtschaftlichen Haustiere.

**W**erfen wir einen forschenden Blick in die Tiefen der vor-geschichtlichen und der außergeschichtlichen Völker, so sehen wir, daß er in allen Kulturkreisen und allen Kulturstufen wesentlich derselben einzigen Kultur begegnet, die sich vor langer Zeit, als die Bedingungen zur Entwicklung zahlreicher besonderer Kulturzentren noch nicht gegeben waren, von Volk zu Volk über die Erde hin mitteilte; er erschaut sie im Zusammenhang mit der Menschheit von heute, die all ihr Neues und Großes nur aus jener gemeinsamen Grundlage herausgeschaffen hat, von der sich auch noch manches Stück in ihrem Besitze befindet. Mit dem Begriff „Kultur“ bezeichnet man gewöhnlich die Summe aller geistigen Errungenschaften einer Zeit. Diese Kulturerrungenschaften eines jeden Volkes setzen sich aus materiellem und geistigem Besitze zusammen; dem geistigen Kulturbesitze liegt der materielle zu Grunde. Geistige Schöpfungen kommen als Luxus nach der Befriedigung der materiellen Bedürfnisse.

Das Wort „Kultur“ hat auch noch den Sinn des Ackerbaues und hierin liegt die Wurzel alles dessen, was wir im weitesten

Sinne unter Kultur verstehen. <sup>1)</sup> Indem der Mensch eine Summe von Kraft in die Erde hineinarbeitete, wurde dadurch der beste, meist-  
versprechende Anfang der Unabhängigkeit von der Natur gegeben,  
und indem sich das Schaffen des Menschen in alljährlich wieder-  
holter Arbeit konzentrierte, festigte sich die Tradition; auf diese  
Weise wurde die Grundbedingung der Kultur gegeben. Nun aber  
ist der Ackerbau bedingt durch die Viehzucht, indem der Mensch bei  
Bestellung seines Feldes die Kräfte der Tierwelt beanspruchen muß,  
und je mehr der Ackerbau aufblüht, je rationeller er betrieben wird,  
finden wir, daß auch um so größere Sorgfalt der Viehzucht ge-  
schenkt wurde.

Schlagen wir die Geschichte der Menschheit auf, so finden wir, daß die Verbreitung des Menschen ebenso wie die der Tiere und Pflanzen auf dem Zusammenhang im Norden und der Trennung vom Süden beruht. Nördlich vom Äquator liegen die höchsten Kulturentwicklungen, und in der jüngern Entwicklung der Völker hat das Eisen fraglos bedeutenden Anteil genommen. Die Grenze zwischen Eisen- und eisenlosen Ländern fällt zusammen mit der Grenze anderer wichtiger völkergeschichtlichen Verbreitungsgebiete. Wo Eisen fehlt, ist auch die Viehzucht unbekannt, die sich auf Rind, Büffel, Schaf, Ziege, Pferd, Kamel stützt; auch Schwein und Huhn werden im größten Teil des eisenlosen Landes nicht gezüchtet.

Der Mensch ist auf die Gaben der Natur angewiesen und erwarb sich auch vorher nicht ohne Mühe seine Nahrung, sein Obdach, sein Leben. Denn die Natur bringt ihm nirgends die Nahrung bis an die Lippen und baut ihm auch keine Hütte. Die Natur selbst lehrt ihn, ihre Kräfte auszunützen und mit ihren Gaben sparsam zu sein; sie nährt den Menschen aber auch zur Schaffigkeit. Und so sucht letzterer in der Natur das heraus, was entweder ihm am ähnlichsten, oder was am wenigsten geeignet scheint, ihm seine eigne Schwäche und Kleinheit zur Empfindung zu bringen. Nun aber umschließt die Tierwelt, wiewgleich dieselbe auch durch eine tiefe Kluft vom heutigen Menschen getrennt ist, in ihren Gliedern die Naturerzeugnisse, mit denen er sich am liebsten gefeilt. Bekannt ist die große Vorliebe des Menschen für die Tierwelt. Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, auf die große Liebe des hl. Franziskus v. Assisi zu den Geschöpfen hinzuweisen. Thomas v. Celano <sup>2)</sup> berichtet uns hierüber folgendes: „Auf einer Reise durch das Tal Spoleto kam der selige Vater Franziskus bei Veragna an einen Ort, wo eine große Menge verschiedener Vögel, Tauben, Krähen, Finken beisammen waren. Bei ihrem Anblicke eilte der heilige Diener Gottes, von Eifer und Mitgefühl für die niederen und unvernünftigen Geschöpfe erfüllt, zu ihnen hin. Nicht wenig erstaunte er, als die Vögel nicht davonsflogen. Da bat er sie denn, Gottes Wort anzuhören und sagte: „Ihr Vögel, meine Brüder, lobpreisen sollt ihr den Herrn, euern Schöpfer, und ihn stets lieben; denn er hat euch Federn zur Bekleidung und Schwingen zum Fliegen gegeben und alles, was euch außerdem notwendig ist. Er hat euch in der reinen Luft eine Wohnung bereitet, und er sorgt für euch, ohne daß ihr säet und erntet.“ Da wurden die Vögel sehr froh, streckten ihre Hälse empor, dehnten ihre Flügel und öffneten ihre Schnäbel, ihn anzuhören. Erinnern uns diese Züge des hl. Franziskus nicht an die Zustände aus dem verlorenen Paradies?

Es dürfte wohl wahrscheinlich der mächtige Geselligkeitstrieb des Menschen beim ersten Schritte zur Gewinnung von Haustieren mächtiger gewirkt haben, als vielleicht die Rücksicht auf den spätern Nutzen, den die Tierwelt dem Menschen bietet. Denn wir finden den Hund selbst bei den niedrigststehenden Völkern der heutigen Menschen als dauernden Gefährten, dessen Nutzen doch bekanntlich sehr gering ist. Überhaupt hält es schwer, aus dem Zweck, dem in unserer Zeit ein Tier dient, einen sichern Schluß zu ziehen auf den, wozu es der Mensch zuerst an sich fesselte. Und so könnten wir uns vielleicht denken, daß das Pferd und das Kamel nicht zuerst wegen ihrer Schnelligkeit, sondern vielmehr, um die Milch ihrer Stuten zu erhalten, gezähmt wurden. Es dürfte wohl nicht ohne Grund angenommen werden, daß die Viehzucht früher leidenschaftlicher betrieben wurde, als der Ackerbau, und beeinflusste sie in vieler greifender Weise alle privaten und öffentlichen Verhältnisse,

und so wurde sie, neben dem Ackerbau, der wichtigste Zweig des landwirtschaftlichen Betriebs.

Dementsprechend finden wir auch den Ackerbau, wie die Viehzucht in dem wirtschaftlichen Leben in gleicher Weise berücksichtigt, denn beide stehen nicht getrennt für sich da, sondern sind aufs engste miteinander verbunden. Wenn der Landwirt vom Acker, Wiese und Weide die für die Erhaltung seiner Haustiere nötigen Futtermittel gewinnt, so liefern die Haustiere die für die Erhaltung und Steigerung der Fruchtbarkeit des Bodens so wichtigen Dünger. Ferner erscheinen die Haustiere auch noch als die Arbeitsgehilfen des Landwirts, welcher letzterer ihre Kräfte bei der Bearbeitung und Bestellung des Ackers, beim Einbringen der Ernte u. s. w. auszunützen pflegt. Ihre größte Bedeutung aber dürften die Haustiere für die Menschheit insofern haben, als sie der letztern eine Menge von tierischen Erzeugnissen liefern, die dem Menschen als Nahrung dienen, wie Milch, Fleisch, Eier u. s. w. oder auch zur Bekleidung desselben dienen, wie Wolle, Haut u. s. w. Wieder andere Tiere hat der Mensch gezähmt wegen ihrer Arbeitsleistung, wie Pferde, Maulesel, oder dienen sie ihm als treue Begleiter und Beschützer, wie die Hunde, wie bereits oben erwähnt.

Aus Vorstehendem ersieht man, daß die Tierwelt der Menschheit einen sehr vielseitigen Nutzen bietet, der bei einzelnen Tierarten größer oder geringer erscheint. Gleichwie der Landwirt von einem fruchtbaren, sorgfältig bearbeiteten und besser gedüngten Acker bessere und reichere Ernten erzielt, als von einem vernachlässigten, verwahrlosten Felde, ebenso wird der Tierhalter einen umso größeren Vorteil gewinnen, wenn er die Züchtung, Ernährung und Pflege seiner Haustiere in einer rationellen, zweckentsprechenden Weise durchführt, was von ganz besonderer Bedeutung für die Gegenwart sein dürfte. Denn die heutigen hohen Preise auf Fleisch, Milch, Eier u. s. w. gegenüber den Getreidepreisen dürften doch wohl den Landwirt veranlassen, eine recht große Sorgfalt auf die Zucht und Haltung der Haustiere zu verwenden.

Nachdem ich in vorstehenden wenigen Zeilen die geehrten Klemensleser mit den Anfängen, bezw. dem Nutzen der Viehzucht bekannt gemacht habe, werde ich in vorliegendem Blatte in der Folge einige Worte über Züchtung, Ernährung und Pflege unserer vorzüglichsten Haustiere, wie des Pferdes, des Rindes, des Schafes, des Schweines bringen, und es wird mir zur größten Genugung gereichen, wenn dieselben von einigem Nutzen sein werden.

A. K.

### Vom Kriegsschauplatz.

Telegramme der Russischen Telegraphenagentur.

**Petersburg**, Alleruntertänigstes Telegramm des Generaladjutanten Kuropatkin an Se. Kaiserliche Majestät vom 3. November:

Am 2. November gegen 8 Uhr abends unternahmen die Japaner einen Angriff gegen unsere Stellung beim Dorfe Linschinpu, wurden jedoch zurückgeschlagen. Gegen 11 Uhr abends begann seitens des Gegners neuerdings Gewehrfeuer, das 1 1/2 Stunden dauerte; bei uns wurden vier Mann verwundet. Am 2. November bei Tagesanbruch stellten unsere Freiwilligen unter dem Befehl des Leutnants Ostajenko einen Hinterhalt. Nachdem sie zwei Partien von 32 Mann abgeessener japanischer Dragoner an sich hatten vorüberziehen lassen, versuchten die Freiwilligen, diese unversehrt zu ergreifen, mit Rücksicht auf den geleisteten Widerstand jedoch wurde ein Teil der Japaner getötet, ein Teil verwundet, während drei gefangen genommen werden konnten. Den Japanern eilte eine Kompagnie zu Hilfe, wurde jedoch durch die Salven der Freiwilligen zurückgehalten, und unsere Freiwilligen zogen sich wohlbehalten ohne Verluste auf ihr Regiment zurück.

Das Dargelegte bringe Euerer Kaiserlichen Majestät alleruntertänigst zur Kenntnis.

**Petersburg**, Alleruntertänigste Telegramme des Generaladjutanten Stöbel an Se. Majestät den Kaiser:

Vom 15. Oktober: Alleruntertänigst bringe zur Kenntnis: Die Japaner unterhalten seit dem 12. ein sehr starkes Bombardement gegen unsere Forts und die Befestigungen der Nord- und Nordostfront. Am 13. unternahmen sie einen Angriff gegen die Befestigung und eines der Forts an der Nordfront, durch die Wirkung unserer Schrapnells jedoch wurden ihre Reserven zerstreut und der

<sup>1)</sup> Meyers Kl. Konver.-Lex., 2. Bd. S. 417.

<sup>2)</sup> Göttinger, Aus Welt und Kirche, 1 Bd. S. 238.



Russische Batterie unter dem vereinten Feuer der Japaner.

Angriff zurückgeschlagen. Bei uns wurden ein Offizier und gegen 70 Mann getötet, acht Offiziere und gegen 400 Mann verwundet. Gestern starb am Typhus der Ingenieur Stabskapitän Sacharow, der gewesene Stadthauptmann von Dalni. Es ist schwer, die zu nennen, die sich hervortaten — alle sind Helden.

Vom 17. Oktober. Nach dem abgesandten Telegramm vom 15. Oktober dauert das Bombardement mit großer Stärke fort.

Vom 21. Oktober. Großer Kaiser! Heute an dem für unsere Heimat hochfestlichen Tage steigen unsere Gebete zu Gott dem Herrn empor und begrüßen wir unser Väterchen Zar mit domnerndem Hurra, den Herrn auf den Knien um die Gesundheit Eurer Majestät, der Mütterchen Zarinnen und des Erben des Thrones bittend. Unsere Begeisterung wurde noch größer dadurch, daß die sämtlichen neuntägigen Stürme abgeschlagen wurden zum großen Tage der Thronbesteigung Eurer Kaiserlichen Majestät, zu dem Tage, an welchem unser Feind, der Japaner, die Geburt seines Mikado feiert und zu welchem Tage sie geschworen hatten, die Festung zu nehmen; doch Gott ist für uns.

**Tschifu, 16. (3.) November. (Reuter.)** Der russische Vizekonsul teilte dem Taotai offiziell mit, der „Rastoropny“ habe Tschifu wegen schweren Wetters angelaufen; wegen Maschinenbeschädigungen werde er abgerüstet werden. Der Taotai meldete dem japanischen Konsul, daß der „Rastoropny“ bereits abgerüstet ist; die Geschützverschlüsse und Geschosse sind entfernt worden; die Maschinen sind beschädigt. Die Russen ließen auf dem Torpedoboot nur einen Mann zurück; dieser zündete den Zündfaden an und sprengte das Schiff in die Luft. Nach dreimaligem Knallen, das auf 100 Meter kaum zu hören war, sank das Schiff; nur der Mast ist zu sehen. Offenbar wollten die Russen eine Wiederholung des Falles mit dem „Reschitelny“ vermeiden. Das Erscheinen zweier japanischer Kontortorpedoboots heute abend vor dem Hafen beschleunigte offenbar die Katastrophe. Der japanische Konsul legte beim russischen Konsul dagegen Protest ein, daß 9 russische Matrosen mit d. n. Gewehren an Land gingen. Der japanische Konsul meint, das Opfer des „Rastoropny“ sei überflüssig gewesen, da sich der Fall mit dem „Reschitelny“ nicht wiederholt hätte.

**Tschifu, 16. (3.) November, 11 Uhr 30 Minuten abends.** Der „Reuter“-Korrespondent meldet, die versiegelte Order des „Rastoropny“ habe die Vernichtung des Schiffes vorgeschrieben, falls ihm ein Entkommen unmöglich wäre. Zu diesem Behuf waren auf

dem Schiff vor der Abfahrt Vorkehrungen getroffen worden, wenn nötig, es in die Luft zu sprengen.

**Tschifu, 16. (3.) November. (Reuter.)** Offiziell verlautet, der „Rastoropny“ überbrachte keinerlei Telegramme, doch telegraphierte der Kapitän an Seine Majestät den Kaiser: „Die Angriffe der Japaner sind überall abgeschlagen worden. Sie haben keines der Hauptforts genommen.“ („Daily Telegraph.“)

**Tschifu, 17. (4.) November. (Reuter.)** Drei japanische Torpedoboots liefen auf der Reede ein, überzeugten sich, daß der „Rastoropny“ gesunken war, und gingen wieder fort. Der Kommandeur des „Rastoropny“, Balem, verweigert Auskünfte, sagte aber, er habe seinen Auftrag ausgeführt und daß er Depeschen aus Port-Arthur brachte. Die übrigen Schiffe seien dort geblieben. Er lief um Mitternacht bei einem Schneesturm aus und entging dank seiner überlegenen Schnelligkeit den ihn verfolgenden japanischen Torpedobooten. Er lief unter den Klängen einer Spieldose in Tschifu ein. Auch angenehmer Bratenduft an Bord bezeugte, daß man in Port-Arthur frisches Fleisch hat. Der Adjutant des amerikanischen Admirals und der Kapitän Zin des chinesischen Kreuzers wurden, als sie den „Rastoropny“ besuchten, nicht in die Kajüte, trotz des Schneesturmes, eingeladen. Zin verlangte die Desarmierung nach 24 Stunden. Dann holte der russische Vizekonsul die Depeschen ab. Die Offiziere behaupten, in Port-Arthur stände alles wie vor zwei Monaten; vom „Bajan“ sagten sie, seine Maschine würde repariert. Täglich laufen die Kreuzer aus Port-Arthur aus. — Der Korrespondent sah an Bord des Torpedobootes ein großes Stück Fleisch. Leutnant Berg, Ingenieur des „Rastoropny“, erklärte, Port-Arthur, das mit Lebensmitteln für ein Jahr versorgt sei, werde von den Japanern niemals genommen werden. („Daily Mail.“)

**Tschifu, 16. (3.) November. (Reuter.)** Der „Nowy Krai“ vom 29. Oktober meldet weitere Details von der Vernichtung eines japanischen Kontortorpedobootes durch den Midshipman Dmitrijew am 21. Oktober beim Auffischen von Minen in der Tachobucht. Dmitrijew schlich sich unter dem Schutze der Nacht auf einem Dampfskuter vom „Retwisan“ heran und lancierte ein Torpedo, der den sofortigen Untergang des feindlichen Torpedobootes zur Folge hatte. Der Kutter entschlüpfte unbemerkt von den Japanern, die wohl meinen mochten, daß ihr Torpedoboot auf eine schwimmende Mine geraten war. Dmitrijew war in Port-Arthur der Held des Tages.

**Mukden, 4. November.** (Durch Berlin.) Der chinesische General Ma hat seine Truppen neuerdings vermehrt und wiederum japanische Offiziere als Instruktoren angestellt; seine Haltung ist verdächtig. Russischerseits werden scharfe Maßregeln zu seiner Überwachung getroffen.

**London, 17. (4.) November.** (Reuter.) Die Verhandlung in Hull wird fortgesetzt; bei dem Verhör der Fischer bestritt der Chef der Besatzung des Fischerdampfers „Gull“, sowie die anderen Zeugen, daß sich in der Nacht zum 9. Oktober zwischen den Fischerschiffen ausländische Schiffe befunden hätten, bestätigt jedoch, er habe in dieser Nacht eine schwarze Masse ohne Lichter gesehen, die er anfangs für ein Torpedoboot gehalten habe, nachher jedoch gewahr wurde, dies sei das Avisoschiff „Alpha“, auf dem die Lichter verlöscht waren. Dies sei das erste Mal in seinem Leben gewesen, daß er ein Fischerschiff ohne Lichter sah. Der Zeuge fügte hinzu, er habe seinem Kameraden zugerufen: „Da ist ein Torpedoboot!“ Die Frage Mr. Woodhouses, des Vertreters der russischen Regierung, beantwortete der Zeuge jedoch dahin, er sei nicht sicher, daß dies faktisch der Dampfer „Alpha“ war, da der letztere rasch verschwand. Der Ingenieur vom „Gull“ sagte aus, er habe gehört, wie der Chef der Besatzung während der Kanonade zuerst gerufen habe: „Da ist ein Torpedoboot!“ und darauf: „Nein, das ist ein Fischerschiff.“ Der Zeuge glaubt, der Dampfer, auf den der Chef hinwies, sei das Fischerschiff „Crane“ gewesen, welches später sank.

**Petersburg, 5. November.** Telegramm des Generalleutnants Sacharow an den Generalstab vom 5. November: In der Nacht auf den 5. November unternahmen die Japaner einen Angriff auf einen der Punkte vor dem Putilow-Hügel, wurden aber zurückgeschlagen.

### Preßstimmen.

Über die Kosten der Schlachten bei Ljaojang stellt die „Ruff“ nachstehende, englischen Blättern entnommene Berechnung auf: „Am Kampfe beteiligten sich 125,000 Russen und 150,000 Japaner. Mit Abzug der Reserve kann man in Anbetracht dessen, daß nicht alle Soldaten gleichzeitig am Kampfe teilnehmen konnten, annehmen, daß circa 60,000 Russen und 80,000 Japaner im Kampfe tätig waren. Im Verlaufe von 60 Stunden verbrauchten sie 1,200 Patronen pro Mann, somit also beiläufig 160 Millionen Patronen im ganzen für die Summe von 4 Millionen Kubel. Im Kampfe wurden gegen 300 Geschütze benützt, von welchen jedes bis 450,000 Granaten zum Durchschnittsprise von 4 Rbl. pro Stück abfeuerte, was einen Kostenaufwand von 3,600,000 Rbl. erforderte. Hier sind selbstverständlich die Kosten für Ausbesserung der Geschütze und Gewehre miteinberechnet, was nach je 2—3 solcher Schlachten, wie die bei Ljaojang, als notwendig erscheint. Die japanischen Feldgeschütze kosteten jedes ungefähr 4,000 Kubel. Die großen Geschütze, welche Port-Arthur verteidigen, kamen auf 400,000 Kubel zu stehen, und jeder Schuß wird auf 500 Rbl. berechnet. Vorläufig hat die japanische Regierung bis 120 Millionen Kubel für Kriegsmaterialien herausgegeben. Die Russen benötigen fast das Doppelte, sodaß im allgemeinen aus den verschiedenen Arsenalen Europas und Asiens bis jetzt mehr als für 360 Millionen Kubel Kriegsmaterialien verbraucht wurden.“

Dem „Neuen Wiener Tagblatt“ entnimmt der „Pet. Her.“ folgende interessante Ausführungen des bekannten preussischen Generalleutnants v. Liebert über die gegenwärtige Lage auf dem Kriegsschauplatze:

Marschall Oyama hat alle Ursache, trotz des beginnenden Winters aktiv aufzutreten und dem Gegner erneut zu Leibe zu gehen. Er weiß ganz genau, daß die russische Eisenbahn per Monat ein frisches Armeekorps, das heißt 40,000 Mann heranbefördert, er kann somit berechnen, wie die Stärke drüben wächst und wann der Feind ihm überlegen sein wird. Andererseits kann er nicht hoffen, durch das rein frontale Vorführen seiner Armeen Erfolge zu erzielen. Er muß auf andere Mittel sinnen.

Als die Japaner Ljaojang gewonnen, lag es nahe, daß sie diese gegen Süden befestigte Stellung durch neue Werke, mit der Front gegen Norden, sicherten und sich so einen festen Stützpunkt schufen, der ihnen als Munitions- und Proviantdepot diene und die Straße nach Port Arthur dem Feinde verschloß. Aber die Ar-

mee durfte nicht in breiter Front vor Ljaojang stehen bleiben, sondern sie mußte um Ljaojang herum manövrieren, sonst hat die Festung keinen strategischen Sinn. Wenn Oyama sein Heer in nordöstlicher Richtung vorstieß und den General Oku nur Fühlung mit dem Stützpunkte halten ließ, so konnte er mit erdrückender Übermacht über den linken russischen Flügel herfallen, ihn schlagen und das russische Heer von der Eisenbahn und damit von Charbin abdrängen. Gelang ihm dieser Stoß, so war wirklich eine große Entscheidung, die erste in diesem ganzen Kriege, erreicht. Gewiß wird das mangelhafte Straßennetz und das unwegsame Gebirgs Gelände solchen strategischen Entwürfen Schwierigkeiten entgegensetzen, aber wenn dadurch große Erfolge zu erzielen sind, so ist es doch besser, selbst durch große Strapazen der Truppen sie anzustreben, als in sinnlosen Kämpfen die opfermütigen Krieger zwecklos verbluten zu lassen. Man kann dem Soldaten das Außerordentlichste auferlegen, wenn man ihn zum Siege führt. Aber von einem gewissen Zeitpunkte ab hat es bei der Leitung der japanischen Operationen an Größe der Auffassung, an Genialität gefehlt, und statt dessen macht sich ein mechanisches Schieben der Truppenverbände, etwa wie die Bewegung der Bauern auf dem Schachbrette, bemerkbar. Diese Führung wirkt einschläfend und raubt dem Feldherrn die Sympathie der zuschauenden Welt, während seinen heldenmütigen Truppen sicher ein voller Lorbeerkrantz gebührt.

In erster Linie wird es sich für die Japaner jetzt darum handeln, Port Arthur endlich in ihren Besitz zu bringen. Dort hat die gute Seite des russischen Soldaten sich bisher glänzend bewährt und gezeigt, was die Armee in der Verteidigung an stoischem Heldennut in sich birgt. Vier Monate modernen Geschützen gegenüber dieselben Stellungen zu behaupten, ist wahrlich keine Kleinigkeit. Man erinnere sich, wie schnell der französische Widerstand in Straßburg, in den Forts von Paris und anderen Orten durch die deutschen Geschütze gebrochen wurde. Japanischerseits scheint man sich auf diesen Zweig der Kriegführung, auf den Belagerungskrieg, gar nicht vorbereitet zu haben. Anstatt systematisch gegen eine Front der Festung vorzugehen und dort die „förmliche Belagerung“ durchzuführen, glaubte man durch regellose Beschießung der Festung und des Hafens sowie durch ganz unmotivierte, Katastrophen fordernde Sturmangriffe zum Ziele zu kommen. Nachdem sich General Stöfel als ein Held ohne Furcht und Tadel erwiesen, nachdem er sich einen Ehrenplatz neben dem Verteidiger Sewastopols, dem großen Totleben, erworben, sollte man von solch vergeblichen Schlächtereien absehen. Hier kann wohl nur die Kunst des Ingenieurs zum Ziele führen.

Nach den Aussagen der russischen Marineoffiziere in Tschifu kann man in der Tat die freundliche Hoffnung hegen, daß Port Arthur durch Sturmangriffe sobald nicht zu nehmen sein wird. Zeit gewonnen aber bedeutet für uns in diesem Falle alles gewonnen.

### K o r r e s p o n d e n z.

**Speier, Gow.** Cherson. Sehr geehrter Simplicius Simplificus von München! Ich will Sie in Kenntnis setzen, daß von dem Herrn, den Sie vom Anfange bis zum Ende Ihres Schreibens in Nr. 2 des „Klemens“ berücksichtigen, in meiner Korrespondenz rein gar keine Rede ist. Selbstredend fühle ich mich daher auch nicht gezwungen, den edlen Herrn um Entschuldigung zu bitten. In Nummer zwei des „Klemens“ schreiben Sie: Sie haben also, Herr N., da den Flicker sicherlich ganz gehörig neben das Loch gesetzt. Wohlan denn! also ein Loch, mein bester Simplicius, an welchem die Rastadter zu flicken haben, existiert hier. Gut. Nicht wahr, Hr. Simplicius, das armselige Loch besteht daselbst, folglich muß auch ein unsauberes Gens irgendwo vorhanden sein, welches das beweinenenswerte Loch verursacht hat? Nun sehen Sie, teurer Simplicius, von diesem Gens ist auch dort in meinem Schreiben die Rede. Denn mir ist es noch nicht eingefallen, einen solchen Unsinn, den Sie mir zuschreiben, zu behaupten. Weiter sagen Sie: die (Rastadter) sollen das „Umdieckeschießen“ aus dem Gens verstehen. Wäre aber dem so, mein lieber Simplicius, so würde auch ganz sicher das bedauerliche Loch, durch welches jetzt der furchtbare Nordwind grausam weht, hier bei uns nicht existieren. Sehen Sie Ihren kolossalen Bock, den Sie geschossen haben, und den Verstoß gegen die Logik nicht ein? (Jede Bemerkung würde die Wirkung

der Logik des Hr. Simplicius abschwächen. Für denkende Leute liegt die Sache auch ohne die Darlegung desselben schon völlig klar.) Wertester Hr. Simplicius! Was haben Sie denn zusammengeschmiedet? Ich meinerseits bedauere Sie sehr, da Sie, wie ersichtlich, zu jenen Menschen gehören, die sich keine Mühe geben, die edle Wissenschaft der Logik aus dem Staube der Vergessenheit hervorzurufen. Ich darf nun wohl erwarten, daß Sie diese Ihre unwichtige Behauptung öffentlich richtigstellen werden, denn daß eine Handlung gesetzt sei, wird nicht angenommen, sondern muß bewiesen werden, was bei Ihnen nicht der Fall ist.

gez. N.

## Aus Welt und Kirche.

**Saratow.** Freitag, den 5. November hielt Seine Exzellenz, Unser Hochwürdigster Herr Bischof Joseph Kessler seinen Einzug in Saratow. Auf dem Bahnhofe hatten sich zum Empfange des Hohen Würdenträgers die Hochw. Herren Vertreter des Kapitels, die Herren Professoren nebst den Zöglingen des Seminars, viele Pfarrgeistlichen aus nah und fern der Diözese, die Herren Deputierten der einzelnen Dekanate an der Wolga und im Süden, sowie viele Pfarrangehörigen der hiesigen Pfarrei eingefunden. Die Begrüßung des Hohen Herrn war eine feierliche und herzliche. — Am Sonntage, den 7. November, fand bei angefüllter Kirche der Ingreß Seiner Exzellenz statt. Nach der Intronisation geruhte Hochderselbe die Gratulationen des Kapitels, der Geistlichkeit und Laien entgegenzunehmen. Um 5 Uhr nachmittags fand sich der Herr Bischof auf Einladung seitens der Herren Geistlichen und Laien im Rekreationsaale unseres Seminars zum Mittagmahle ein. Tags darauf, Montag den 8. November, um 7 Uhr abends folgten die Herren Gastgeber der huldvollen Einladung Seiner Exzellenz zum Abendessen. — Die ausführliche Beschreibung dieser Feierlichkeiten konnte leider in diese Nummer nicht mehr aufgenommen werden und wird in der nächsten erscheinen.

### Geheimnis einer Stadt.

Vor kurzem ist in Schitomir eine gerichtliche Verhandlung zur Entscheidung gekommen, welche auf die in manchen Städten allzuhäufig auftretenden Feuersbrünste ein eigentümliches Licht werfen dürfte. Auf der Anklagebank saßen der verabschiedete Obristleutnant R. N. Abramowitsch, der ehemalige Brandmeister J. M. Osipow und der Kleinbürger Sch. M. Mormenstein. Der Tatbestand war folgender: Am 5. Juni 1903 brach im Hause des Abramowitsch in der Nacht zweimal Feuer aus, das offenbar in der Absicht angelegt wurde, um eine hohe Versicherungsprämie für ein verhältnismäßig unbedeutendes Vermögen zu erhalten. Das Feuer wurde noch rechtzeitig gelöscht. Bei der Untersuchung kam in Vorschein, daß Abramowitsch schon einmal eine Prämie für Beschädigung seines Vermögens durch eine Feuersbrunst erhalten. Die Lebensgefährtin des Brandmeisters Osipow bezeugte, daß die Brandstiftungen auf Veranlassung des Brandmeisters stattfanden, der von Abramowitsch sein Teil erhielt. Außerdem beteiligten sich noch an den Brandstiftungen der Agent der 2. Russischen Gesellschaft Großmann und der Kleinbürger Mormenstein; letzterer mußte die Tat ausführen. Großmann ist vor Gericht nicht erschienen. Durch die Aussage der Löschmänner wurde der Tatbestand sonderbaren Verhaltens von seiten des Brandmeisters während verschiedener Feuersbrünste festgestellt. Es stellte sich außerdem heraus, daß Osipow früher als Urjadnik diente, wobei er sich eine Gelderpressung von einem Bauern zu schulde kommen ließ; später war er Gehilfe eines Polizeiaufsehers und wurde von beiden Amüern gerichtlich abgesetzt; zweimal war er wegen Diebstahl und Betrug mit Gefängnis vorbestraft. Am 31. Oktober d. J. erkannte ihn das Geschworenengericht der Brandstiftung schuldig. Gegen den verabschiedeten Obristleutnant Abramowitsch wurde Nachsicht geübt. Nach vierstündiger Beratung der Geschworenen verurteilte das Gericht ersteren zu drei Jahren und letzteren zu zwei Jahren Zwangsarbeit.

### Landamts geschichten.

Am 30. Oktober wurden in Wjasma die Mitglieder der Landschaftsverwaltung gewählt. Am nächsten Morgen erhob sich gleich

bei Beginn der Versammlung das Mitglied der Verwaltung, Herr Beklemischew, und bemerkte, daß er seine Wahl zum Mitgliede der Verwaltung dem Gewissen nach für unrichtig erklären müsse: am Tage vorher kamen nämlich einige Vertreter des Bauernstandes — es waren ihrer acht — zu ihm und baten um ein Trinkgeld; er beging die Unvorsichtigkeit, ihnen eine Gabe zu überreichen, und nun gewönne die Sache den Anschein, als habe er die Wahl durch Bestechung beeinflusst. Eine solche Wahl könne er nicht anerkennen und bitte, dieselbe in Bezug auf seine Person für ungültig zu betrachten. Man begann ihn zu überreden, als Mitglied der Verwaltung zu verbleiben, in was er auch einwilligte, jedoch mit dem Vorbehalt, daß er ohne Gehalt dienen werde. Schließlich beredete man ihn noch, auch das Gehalt anzunehmen.

Im „D. W.“ bemerkt jemand aus diesem Anlasse, daß im Verlaufe von 12 Jahren, d. h. seit der Umgestaltung des alten Landschaftsgesetzes, der Präsident der Verwaltung jährlich Mittagessen mit anständigem Aufguss für die Vertreter des Bauernstandes im Bedienstetenzimmer gab, während sämtliche Mitglieder der Verwaltung seit jeher ein Trinkgeld („на чай“) gaben.

Schließlich wird hierzu noch bemerkt, es sei dies ein durch „Verjährung“ sanktionierter Gebrauch, und wenn Herr Beklemischew Anstoß daran nahm, so gewiß nur deshalb, weil er überhaupt erst ein Jahr im Landschaftswesen verlehre.

### Kenige Deserteure.

Wie die „Dd. Zeitung“ mitteilt, ist in Odeffa vom russischen Konsul in London die Nachricht eingetroffen, daß sich an ihn eine Gruppe Reservisten, die bei der Mobilmachung aus Odeffa geflohen sind, mit der Erklärung gewendet habe, daß sie wegen Mangels an Existenzmitteln bereit seien, sofort nach Rußland zurückzukehren. Unter diesen Leuten befinden sich Hebräer und Christen. Zu gleicher Zeit meldeten sich beim Odeffaer Militärchef 45 Personen, die zur Zeit der Mobilmachung Odeffa verlassen hatten und sich dann in verschiedenen Städten Rußlands aufhielten. Diese Personen werden den sibirischen Reservebataillons zugeteilt. Ferner wurden dem Odeffaer Kreis militärchef 100 Reservisten zugestellt, die sich während der Mobilmachung versteckt hatten. Davon wurden 20 von der Einberufung befreit, 10 wurden nach dem Militärhospital geschickt, die übrigen werden den Reservebataillons zugeteilt. Zu einer Verantwortung soll keine von diesen Personen gezogen werden.

### Arrestantenkrawall.

Das „Russk. Slowo“ berichtet, daß am 26. Oktober um 3 Uhr nachts die Wände des Minsker Gouv. nementsgefängnisses von einem Geschrei widerhallten, das in der ganzen Umgebung zu hören war. Die verurteilten Arrestanten erbrachen die Tür, warfen den Gefängnisaufseher zu Boden, nahmen ihm seinen Revolver ab und begannen ins Lokal der Untersuchungsgefangenen zu schießen. Diese verschlossen ihre Tür und erhoben ein schreckliches Geheul, indem sie um Hilfe riefen. Die angreifende Partei beschloß, das belagerte Lokal im Sturm zu nehmen. Die Arrestanten rissen einen Ofen nieder und warfen Ziegel, Steine, Stöcke, kurz alles, was sie in die Hände bekamen, auf die Untersuchungsgefangenen. Es wurden die zeitweilig in der Stadt garnisonierenden Kosaken, eine halbe Kompanie Infanteristen und hundert Schutzleute herbeigeholt. Am anderen Tage fand eine Untersuchung des Arrestlokals statt. Man fand Feilen, Eisenstücke, Messer u. s. w.

### Die Opfer der wilden Tiere in Indien.

26,002 Personen sind, wie aus einer soeben veröffentlichten Statistik des Indischen Reiches hervorgeht, im Jahre 1902 in Indien von Reptilien und wilden Tieren getötet worden. Von diesen Todesfällen sind verursacht worden: durch Tiger 1046, durch Leoparden 509; durch Wölfe 377; durch andere wilde Tiere 904; durch Reptilien 23,166. Dagegen wurden 14,983 wilde Tiere und 71,284 Schlangen getötet. Nach Aussage Sachverständiger sollen sehr viele der angeblichen von Schlangen getöteten Menschen in Wahrheit Opfer von Giftmorden sein.

### An der Küste der Kannibalen.

Der Kapitän J. H. Reid des Liverpooler Segelschiffes „Migburth“, das im Juli in Neu-Guinea Schiffbruch litt, ist jetzt in

Liverpool angekommen und erzählte über die Erfahrungen, die er an der Küste der Kannibalen gemacht hatte, folgendes: „Nachdem wir das sinkende Schiff verlassen hatten, erreichten wir Long Island in einem kleinen Boote. Dort wurden meine sieben Gefährten und ich von fünfzig Kannibalen angegriffen, die mit Pfeilen und Bogen bewaffnet waren. Sie besühlten uns, ob wir fett genug zum Essen wären. Ich hatte jedoch eine Flinte, die ich von Zeit zu Zeit lud und entlud, um den Wilden zu zeigen, daß mit mir nicht zu spaßen wäre. Vorsichtig zogen wir uns in das Schiffsboot zurück; ich war der letzte, und ich erwartete dabei jeden Augenblick, einen Pfeil in den Rücken zu bekommen. Aber unsere Angreifer waren zu sehr erschreckt und begnügten sich mit der Beschlagnahme des halben Vorrats an Lebensmitteln im Boote. Es waren große wilde Gestalten, die noch schrecklicher Aussehen, weil sie durch Nasenlöcher und Ohrläppchen gezogene Knochenstücke trugen. Ganz andere Erfahrungen machte jedoch die Mannschaft eines anderen Bootes. Die Eingeborenen waren so freundlich und behandelten sie so gut, daß die Mannschaft in Versuchung kam, das Anerbieten der Eingeborenen anzunehmen und dort zu bleiben. Siebzehn Meilen von unserem Landungsplatz aber waren vor kurzem deutsche Missionare ermordet worden. Fleischspeisen sind sehr selten wegen der in Neu-Guinea herrschenden Fliegenpest, die ein Tierleben dort unmöglich macht. Selbst Vögel bleiben nicht dort. Die Eingeborenen halten deshalb ständig Umschau nach schiffbrüchigen Seelenten, die getötet und gegessen werden. Gewöhnlich werden die schiffbrüchigen bewogen, den Eingeborenen zu folgen, indem ihnen gesagt wird: „Der Missionar wünscht Euch zu sehen, kommt mit.“

## Welt und Glaube.

Eine Erzählung von F. v. S.

(Fortsetzung.)

Kein Lärm; flüsternd schaut Mann und Kind zu den großen, schweren, klingenden Glocken hinauf, die so Wunderbares verkünden, und von Bozen her antwortet reicher metallener Zungen Lobgesang.

Nun tritt die Menge in das hellerleuchtete Gotteshaus. Der Hochaltar strahlt in einem Lichtermeere, in seiner Mitte steht lächelnd und segnend das Christkind.

Das Hochamt beginnt.

Ein langer Zug von Benediktinermönchen in schwarzen walenden Gewänden tritt aus der Sakristei, brennende Kerzen in den Händen, ihnen folgen in goldenen Ornaten die diensttuenden Priester und der Abt.

Majestätisch wälzt die Orgel ihre feierlichen Weisen durch die weiten Hallen, Weihrauchwolken erfüllen die Luft mit ihrem Wohlgeruche — und nun singen Knabenstimmen — lieblich wie Engel des Himmels. —

Christus natus est nobis

Venite adoremus

Alleluja!

Dort ist ein finsterner Winkel!

Dort lehnt er!

Tief hängt sein Haupt herab auf die Brust. Er betet nicht, nein, er kann, er will nicht beten!

Aber er wehrt es seinen Gedanken nicht, daß sie in die Vergangenheit zurückgreifen, daß sie bei dem seligen Traume der Kindheit ausruhen, an dem Glauben der Jugend sich aufrichten und noch einmal jene Jahre durchkosten, in denen die sogenannte Freiheit der Wissenschaft ihm die wahre Freiheit des Menschen mit gleißenden Worten stahl.

Konnte er jene Männer anklagen? Ja und nein! Ja, denn sie säten Unkraut, nein, denn er hätte das Beten nicht unterlassen sollen.

Wer betet, geht in der Versuchung nicht unter.

Aber auch er gehörte zu jenen jungen Akademikern, welchen die Freiheit in der Loslösung von jeder religiösen Übung bestand, ehe noch eines Lehrers Wort verlockend an das Ohr und in das Herz drang!

Was wollen wir? fragte er sich selbst. Wir bekämpfen seit Jahrhunderten das Christentum in den Familien, in Kunst und

Wissenschaft, in Bildern, Büchern und Blättern. Es ist wahr, wir haben Millionen ihrem Glauben entfremdet, wir haben Revolutionen gemacht, Blut vergossen, Unglückliche geschaffen, wo wir Glück vertrießen, den Gottmenschen zum erhabenen Menschen erniedrigt — was haben wir aufgebaut? Da, wo es uns gelang, die reine Menschlichkeit ohne Gott und Glaube herzustellen, da grinsen uns höhrende Gesichter — da strecken sich uns geballte Fäuste entgegen, da haben wir Geister gerufen, die wir nicht bannen, noch beherrschen können.

Und wenn es uns gelänge, die Kirche wieder wie in den ersten Zeiten der Christenheit unter die Erde zu verbannen, heute, jetzt glaube ich es, daß sie dann wieder das übermächtige Samenkorn sein würde, das die Scholle sprengt und siegreich nach oben drängt. Ja, es liegt etwas Ewiges, Unbesiegbares im Christentume, in der katholischen Kirche! Ist nicht ihr ganzes Dasein ein beständiger Sieg? Ihre Feinde konnten Glieder von ihrem Leibe reißen, Kinder von ihrem Herzen trennen, sie selbst, ihr Wesen, ihr eigenes Herz vermochten sie niemals zu schwächen, zu ändern oder gar zu töten. Und doch warum stets dieser Kampf seit zwei Jahrtausenden? Kampf in Wort und Schrift, Kampf in roher Macht und Gewalt, Kampf in schmeichelnder List und Verführung? Ist es wohl, daß sich die Menschheit wie von Anfang an in Kinder Gottes und Kinder der Welt teilt, ist es der unversöhnbare Gegensatz zwischen gut und böse, zwischen Gott und dem Satan? —

Das Hochamt war zu Ende. In den Hallen klangen noch die feierlichen Gesänge nach, die Lichter erloschen, still verließen die Beter ihr Gotteshaus.

Frischmanns Seele hat unter den ihn umgebenden Eindrücken gerungen — jetzt, hinausgetreten aus der Welt ewiger Ideale in das kahle Leben mit seinen Sorgen und Lasten, trat der ganze trostlose Ernst seines Daseins wieder vor ihn.

Langsam ging er seinen Weg heimzu; war's auch ein bitterer Weg, wohin wollte er denn gehen?

Da legte sich ihm eine derbe Hand auf die Schulter.

Erschrocken sah er hinter sich. Sein Hausherr, der biedere Tiroler, stand freundlich lachend vor ihm.

„Gehen wir miteinander,“ sprach er, die unvermeidliche kurze Pfeife in Brand setzend, „dann wird uns der Weg kurzweiliger, heißt das, wenn ich dem Gnädigen nicht zu gering bin.“

„Freut mich,“ gab Frischmann in einem Tone zurück, der deutlich verriet, das ihm die unverhoffte Begleitung nicht sehr angenehm war.

Allein der Bauer merkte dies nicht, oder er wollte es nicht merken. Vergnügt paffte er den Rauch in die Luft.

„Setz schmekt's Pfeiferl schon ganz kostbar,“ schwatzte er vertraulich, „erst tüchtig beten, und das hab' ich getan, dann wieder frisch ins Leben hinein. Herr, ich sag' Euch, es geht nichts über einen guten frommen Glauben an unsern Herrgott im Himmel droben und ein ehrliches Arbeitsleben auf der Erde herunter. Seht, da schleichen und kriechen zuweilen solche Kerls herum, die allerhand Papiere da und dort austheilen und ein gar süßes Gesicht dazu machen und dem Volke den Glauben wacklich machen wollen, wie einen alten Zahn. Herrgott,“ und er ballte die Fäuste, „solch einen Burschen möchte ich doch gleich zwischen meinen zwei Händen zu Staub zerreiben! Und erst die Blättschreiber mit ihrer Weisheit! Glaubt mir, Herr, die Loder richten auch unter uns Bauern arges Unheil an. Wir alte sind fest gewachsen, uns verbiegt solch ein Feder mensch nicht so leicht, aber die Jungen — ja die Jungen! Die meinen, sie hätten die Weisheit mit Schöpflöffeln gegessen, wenn sie aus den Blättern lesen, wie man den Klee düngen und Kirche und Pfarrer misachten soll. Alle Wetter, zu meiner Zeit, da ich noch ein Bub war, war Zucht und Ordnung; jetzt sitzen die Jungen zur Kirchzeit im Wirtshaus — da soll doch — ah, jetzt ist mir die Pfeife ausgegangen!“

Er zündete sie wieder an und fuhr fort:

„Herr, ich sag' Euch, ein Mensch, der nicht einen festen rechten Glauben hat, ist ein armer Mensch! Der Jude, der Lutherische ist, wenn er nach seiner Überzeugung lebt, ein Ehrenmensch, der aber, der nichts glaubt, der ist geistig ein verkommener Mensch. Hab' ich etwa nicht recht?“

Frischmann erschrak ordentlich, so gewaltig hatte ihn der Bauer angelassen.

„Da laufen Menschen genug herum,“ redete er in seinem Eifer weiter, „die schreiben ganze Bücher gegen das Christentum, und warum? Weil sie ihren Katechismus nicht mehr kennen und verstehen. Sind mir die rechten Apostel! Herr,“ und er blieb stehen und kreuzte die Hände wie betend vor seiner Brust, „da tut es einem immer doppelt wohl, wenn man eine wahrhaft fromme Seele trifft.“

„So?“ antwortete Frischmann kalt und kurz.

„Ja wohl! Und es freut mich heut und mein Lebtag, daß ich auch unter den Herrischen eine solche gefunden habe. Und wißt Ihr, wer das ist?“

„Nun, wer denn?“ fragte trocken und gleichgültig der Doktor.

„Euer Weib, Herr!“

Frischmann sah unwillkürlich dem Tiroler erstaunt ins Angesicht.

„Ja wohl!“ fuhr jener in seiner Rede fort, „Euer Weib ist echt fromm! Ihr wißt wohl nicht, wie viel sie betet und den Armen hilft, wo sie nur kann. Ihr wißt aber auch wohl nicht, wie viel sie weint, wenn sie allein ist. Sie wird wohl ein hartes Kreuz zu tragen haben, und Kummer und Sorge lehren beten. Und jetzt gute Nacht, Gnädiger!“

Sie traten jeder in seine Behausung.

Leise war er in sein Schlafgemach getreten. Seine Gattin war neben der brennenden Lampe im Lehnstuhl sitzend eingeschlafen, den Rosenkranz in den Händen und feine Tränen Spuren noch auf den eingefallenen Wangen. Eben wollte er sie wecken und bitten, zur Ruhe zu gehen, als er auf dem Tische ein uneröffnetes Telegramm liegen sah. Er erbrach und las es, seine Hand zitterte.

„Ihr Schwiegervater plötzlich gestorben. Kehren Sie sofort hierher zurück. Lang, Rechtsanwalt.“

Diese wenigen Zeilen änderten mit einem Schlage die ganze Lage Frischmanns. Durch den Tod seines Schwiegervaters war er Besitzer eines Vermögens geworden, das allgemein auf eine halbe Million geschätzt wurde und das ihn nach allen Seiten hin zum unabhängigen und natürlich auch sehr angesehenen und einflussreichen Manne machte. Seine Brust hob sich stolz, und mit einer Art mitleidigen Lächelns gedachte er der vergangenen Stunde, in der er sich, der Gewalt religiöser Eindrücke nachgebend, von seiner bisherigen Gesinnung so weit entfernt hatte.

„Was nun? frug er sich. „Das Leben in vollen Zügen genießen, genießen ohne kleinliche Rücksicht auf das, was man Gewissen und christliche Moral nennt!“

Er seufzte tief auf.

„Aber kann ich dies, gefesselt an dieses Weib mit seiner scheinheiligen Frömmigkeit? Und ist nicht wieder sie es, die mir dieses Füllhorn des Reichtums in den Schoß schüttet? Ekelhaft! Dem Gelde fehlt als Gefährte die Freiheit, der Freiheit das Geld!“

Er bewog seine Gemahlin, sich zur Ruhe zu begeben; den Fragen nach dem Inhalte des Telegramms wich er ablehnend aus.

„Morgen, meine Liebe, reden wir davon!“ sprach er beruhigend.

Des andern Tages begab er sich in aller Frühe zu Mohr. Man wollte ihn dort nicht vorlassen, da der Herr noch ruhe. Endlich gab man seinem Drängen nach.

„Freund, lesen Sie!“ sprach Frischmann, Mohr das Telegramm reichend.

„Ah, ich gratuliere! Sie werden klug tun, wenn Sie das Glück nicht mehr lästern, wie Sie es gestern am Spieltische taten. Was gedenken Sie nun zu tun?“

„Ich werde das ganze Vermögen flüssig machen, meine Verbindlichkeiten ordnen und mir dann ein Leben bereiten, um das mich die Götter beneiden würden, wenn es welche gäbe.“

Mohr sah ihm lange und strenge ins Gesicht.

„Sie werden also,“ versetzte er mit scharfer Betonung, „eine Drohne im großen Bienenkorbe der Menschheit sein, als ob es deren nicht schon genug gäbe, welche den Platz nicht wert sind, den sie auf der Erde einnehmen. Der Vorzug des Reichtums ist nicht die Trägheit, sondern doppelt weitgreifende Arbeit. Wenn wir Reiche mit unseren Geldmitteln nicht den Ideen der reinen Menschlichkeit dienen, dann hat die Kirche ein leichtes Spiel, wenn sie die Mengen durch ihre Lehre der Entfugung an sich ziehen will. Geld will die Menge sehen, wenn sie von uns gewonnen

werden soll, und ein Wort will sie von uns hören, das ihr schmeichelt — darum sind auch Geld und Presse unsere mächtigsten Verbündeten und die wirksamsten Feinde kirchlicher Richtung. Die breite Masse des Volkes muß daran gewöhnt werden, sein Evangelium nicht mehr von den Kanzeln herab, sondern aus unserer Presse zu vernehmen, es muß mit Tagesblättern und Zeitschriften überschwemmt werden, und ist es erst von der Kirche in der Lehre getrennt, dann gehört es uns und unseren Zwecken und Absichten. Doch davon können und werden wir sprechen, wenn Sie als Krüjus wieder hierher zurückgekehrt sein werden.“

Die Freunde verabschiedeten sich. Frischmann ging nach Hause, um seine Gattin von dem Tode ihres Vaters in Kenntnis zu setzen.

Er tat dies mit wenig Rücksicht.

„Die Gesetze der Natur,“ sprach er, sich eine Cigarre in Brand setzend, „haben von uns ein Opfer gefordert, und wir müssen Philosophie genug besitzen, das mit ruhigem Gemüte zu verlieren, was zu besitzen wir eben kein Recht mehr haben.“

„Joseph, ich verstehe Dich nicht!“ sagte angstvoll die junge Frau.

„Dein Vater ist gestorben.“

Rosa brach mit einem schmerzvollen Aufschrei zusammen. Im ersten Augenblicke fehlte ihrem brennenden Schmerz die Träne, regungslos starrte ihr weit geöffnetes Auge in eine ungewisse Ferne, die fast weißen Lippen zitterten und zuckten.

„Tot!“ stöhnte sie und rang die Hände; „tot! Nun ist für mich alles gestorben, der letzte Mensch, dem ich glaubend vertraute, der letzte, der mich wahrhaft liebte.“

Frischmann wandte sich rasch nach ihr.

„Dein Schmerz macht Dich ungerecht gegen mich!“ sprach er im Tone des Vorwurfes.

(Fortsetzung folgt.)

## A l l e r l e i.

Philosoph zur Hälfte. Saphir befand sich einst in einem Cafe und sagte im Eifer des Gesprächs zu jemandem: „Sie sind ein Vieh!“ Dieser verfluchte Saphir auf Beleidigung; letzterer wurde vorgeladen und sagte: „Ich wollte zu ihm sagen: Sie sind ein Philosoph; er ließ mich aber nicht ausreden.“ Der Richter lachte, und Saphir wurde entlassen.

Uu! Gast (sich mit einem harten, zähen Braten quälend): „Diesen Braten, Herr Wirt, sollten Sie „Port Arthur-Braten“ nennen.“ — „Wieso denn?“ — „Er ist — so schwer einnehmbar.“

Der schalkhafte Schusterjunge. Ein Berliner Schusterjunge klopft an einen Bäckerladen und fragt:

„Haben Sie vielleicht alte Semmeln?“

„Ja!“

„Geschieht Ihnen ganz recht, warum haben Sie sie nicht frisch verkauft?“

Recht hat er. Reisender: „Hören's amal, Herr Wirt, dieses Bier ist sehr matt.“ Wirt (der das Faß vor 8 Tagen angezapft hat): „Ja, mein Lieber, laufen Sie mal 8 Tage, dann werden Sie auch matt, und so geht's dem Bier auch.“

Untrügliches Rezept. Was muß man tun, um weiße Hände zu bekommen?“ — „Garnichts!“

## B e r i c h t i g u n g.

In der vorigen Nummer haben sich in dem Artikel „Reisebilder von P. Leonard Eberle“ zwei unangenehme Druckfehler eingeschlichen. Seite 72, Spalte 1, Zeile 18 muß es heißen d u n s t i g e r statt duftiger; und Zeile 29 der zweiten Spalte K u l t u r s t ä t t e statt Kulturstätte.

Redakteur F. Kruschinski.

## Magazin Iwan Dawydow Niederlage

Saratow, Moskauer Straße, unter dem Bezirksgericht

Speziell

Farben, Lacke, Firnisse, alle möglichen Pinsel und alles Zubehör für Anstreicher. Preisurante und Auskünfte unentgeltlich.

Die Preise sind für alle Waren außer Konkurrenz.

# Bestes Magazin **F. Sorokin** in Saratow,

Theaterplatz, Haus der Russischen Handels-Industrie-Bank.

Reichste und mannigfaltigste Auswahl in fertigen Kleidern:

Herren-, Damen-, Kinder- und Uniformkleider für Schüler.

Annahme von Bestellungen auf Herren-, Damen- und Uniformkleider aller Ressorts aus gediegenem Material der besten russischen und ausländischen Fabriken.

Eleganter Schnitt. \* Vortreffliche Arbeit. \* Volle Garantie.

## Praktisch-mustergültige Färbe- und Fleckenreinigungsanstalt der Firma „Wolkow.“

Saratow, GymnasialstraÙe, Haus Spirin Nr. 29.

Dieselbst werden allemögliche Stoffe zum Färben in allen Farben übernommen. Herren- und Damenkostüme werden unaufgeweicht gefärbt. Speziell chemische und Dampfreinigung aller Kostüme.



## J. Ohnesorge

Saratow, Deutsche Str. im eigenen Hause  
Größtes Spezialgeschäft gegründet 1875.

### Reichhaltiges Lager

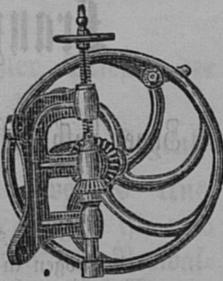
von Jagdgewehren, Revolvern u. allem Jagdtzubehör. Freier Verkauf von Jagdpulver mit obrigkeitlicher Genehmigung.

Für Händler Fabrikpreise.

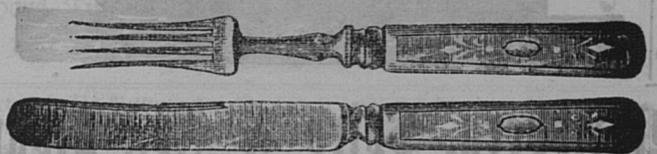
Nähmaschinen in größter Auswahl u. zu sehr billigen Preisen. Handwerkzeuge für Schmiede, Schlosser, Wagenbauer, Tischler u. Schuhmacher. Drehbänke, Bohrmaschinen, Feilen, Werkzeugstahl, Gewindeschneidzeuge, Mühlspindeln, Schleif- u. Werksteine.

### Sämtliche Gartengeräte

wie: Baumsägen, Baumscheren, Spaten, Garten Gießkannen, Spritzen u. s. w. Fleischhack- u. Wurstmaschinen, Separatoren zum Entrahmen der Milch, Buttermaschinen, Farbmühlen in allen Größen. Feinste Solinger Stahlwaren, Taschenmesser, Scheren u. ganz besonders gute Rasiermesser. Beste englische Schaffscheren, Schlittschuhe in allen Größen. Gelbchränke u. Schatullen.



Dezimal- und Tafelwagen für Kaufleute und Händler. Alle Arten von Schlössern für Ambaren, Türen, Schränke, Komoden u. s. w. Eiserne Öfen für Steinkohlen, Kerosinkochöfen **Primus** und **Gräs**.



## Beste Solingener Stahlwaren,

Rasiermesser mit Garantie, Tischmesser mit Gabeln, Scheeren aller Art, Taschenmesser, Jagdmesser und Dolche, Fleischhackmaschinen für Haus und Wurstmachereien, beste englische Werkzeuge für Tischler, Schreiner, Schmiede, Schlosser und Schuster.

Billigste Fabrikpreise.

### Stahlwarenmagazin

## K. G. Trejbal

Saratow, Alexandrowskaja Straße, Haus Tillo.

## Erstklassiges Hotel und Restauration „Moskja“

— Saratow, Deutsche Straße. —

Neue rmontiert. Alle Zimmer elektrisch beleuchtet. Fahrstuhl. Nummern mit Wäsche und Beleuchtung von 1 Rbl. bis 6 Rbl. pro Tag. Das Buffet ist mit in- und ausländischen Weinen, sowie Weinen eigener Abfüllung versehen. Die Küche steht unter meiner persönlichen Aufsicht.

Achtungsvoll **G. K. Wohlgenut**.

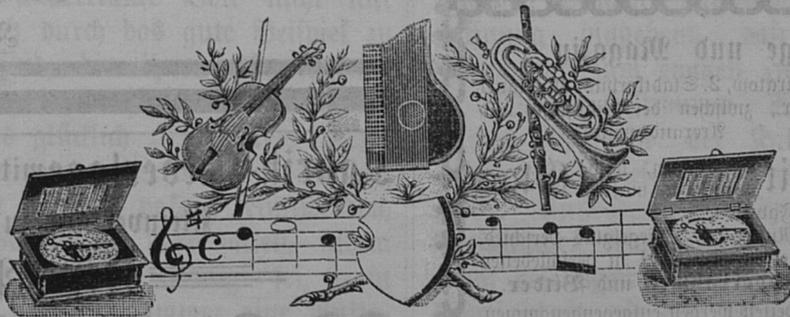
## Musikalische \* \*

\* \* \* **Neuheit!**

Die dauerhaftesten Instrumente schweizerischer Arbeit

### „Mira Grammophon“

die musikalische Maschine und das Grammophon nebst Metallplatten 100 Rbl.



Konzert Mira sehr angenehmen starken Tones 200 Rbl.

Mira 15 Rbl.

Mira 25 Rbl.

Stella 35—40 Rbl.

Stella 85 Rbl.

Piecen à 30 Kop.

Piecen à 50 Kop.

Piecen à 50 Kop.

Piecen à 85 Kop.

Auswahl in Piecen 5000.

Auswahl in Piecen 6000.

Große Auswahl in musikalischen Instrumenten und Noten. Pianinos verschiedener Fabriken von 350—700 Rbl.

Musikalien- und Notenmagazin **M. Erikson**.

## Kalender

## „Hausfreund“

auf das Jahr 1905.

Preis 20 Kop.

mit Überendung 28

sind zu haben in der Buchhandlung **H. Schellhorn** u. Co. Saratow.

Ergänzung der täglichen Nahrung mittelst kleiner Quantitäten von

# DR. HOMMEL'S HAEMATOGEN

bewirkt bei **KINDERN JEDEN ALTERS WIE ERWACHSENEN**

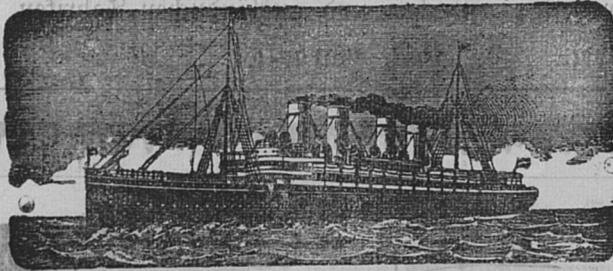
schnelle Appetitzunahme, rasche Hebung der körperlichen Kräfte, Stärkung des Gesamt-Nervensystems.

Zu haben in allen Apotheken und Apotheker-Magazinen.

Hauptdepot für Russland: Gross-Ochta Apotheke, Abteilung «Haematogen», St. Petersburg.

Warnung v. Fälschung. Man verlange ausdrücklich „Dr. Hommels“ Haematogen“. Von Tausenden von Aerzten des In- u. Auslandes glänzend begutachtet!

Gute Beköpfung.



Billige Fahrpreise.

## Karlsberg, Spiro & Co., Libau.

Von der Regierung concessionirtes Contor.

Garantirt durch eine, bei der Reichscaffe hinterlegte Caution von 15,000 Rubel.

### Passagier-Beförderung

mit Post- u. Schnelldampfern nach allen Weltteilen.

Von sämtlichen Eisenbahnstationen werden direkte Billete nach Libau (Либава) ausgegeben. — Von Libau aus kann jeder Reisende ein direktes Billet bis zu seinem Bestimmungsorte erhalten, da direkte Billete nach allen Eisenbahnstationen der Vereinigten Staaten und Canada ausgegeben werden. Auf der ganzen Reise von Libau nach Amerika haben die Reisenden nur einmal umzusteigen. — Wer zu reisen beabsichtigt, tut gut, zuvor bei uns anzufragen.

Jede Anfrage wird prompt beantwortet.

Adresse: Карлсбергъ, Спиро и К<sup>о</sup>.

ЛИБАВА, Курляндской губ.

Адресъ для телеграммъ: КАРЛСБЕРГЪ—ЛИБАВА.

## Modenjournal und E. A. Ehrlich

Stets in großer Auswahl Modenjournal in deutscher u. russischer Sprache, wie allemögliche fertige Musterschnitte in natürlicher Größe. **Katalog auf Wunsch gratis.**

### Fensterglas-Niederlage und Magazin

## J. J. Zell

Saratow, 2. Stadtkorpus, Moskauer Str., zwischen der Nikolskaja und Alexandrowskaja.

Spezieller Handel mit böhmischem, halbweißen u. mattem Glas verschiedener Fabriken.

Ebenso ist stets zu haben: Farben-, Muster- u. Spiegelglas verschied. Fabriken, Diamanten zum Glas-schneiden, Spiegel in verschied. Größen mit und ohne Rahmen, Bilderrahmen und Bilder.

Bestellungen auf allemöglichen Glasarbeiten werden entgegengenommen.

Klein- und Großhandel. — Preise ohne jede Konkurrenz

Telegramm-Adresse: Saratow—Zell.

Telephon № 459.

## Münzen-Katalog, 3. Ausgabe, in russischer Sprache von J. W. Mignow.

Beschreibung von ca. 1000 Münzen. Die 16. Tabelle enthält Münzen Kaufe nach dem St. nur seltener Münzen. 200 grav. Muster. „Kataloge.“

Preis des Kataloges mit Mustern u. Übersendung 1 R. 65 K. Unter Nachnahme 1 R. 75 K.

Auch Briefmarken werden als Zahlung in rekomm. Briefen entgegengenommen.

Für 3 Rubel „Platinamünzen“ zahle 8 R. 50 K. pro Stück;

zu senden per Nachnahme in Wertpaketen mit Verzeichnis. Adresse: Марзипъ И. В. Мирянова, г. Тула, Киевская ул., д. Астрцова.

Leinwand, besonders dauerhaft, ohne Appretur (glanzlos); fertige Herren- und Damen-Wäsche der bekanntesten Firmen; sammtne Teppiche, Tischtücher u. a. Reisdecken, Betttücher und Überzüge empfiehlt zu gewissenhaften und festen Preisen

## das neueröffnete Magazin C. A. Chudoschin u. Sohn.

Moskauer Str., Haus der Gesellschaft des gegenseitigen Kredits, unter dem Moskauer Hotel.

## Buchhandlung von H. Schellhorn u. Ko. in Saratow.

Soeben erhielten wir in unserer Buchhandlung:

## Franz X. von Zottmann,

Bischof der Diözese Tiraspol.

Bügel katholischen und deutschen Lebens aus Russland

geschilbert von

A. Zottmann, Pfarrer.

14 Bogen in 8<sup>o</sup>. reich illustr. 1 R. 40 K. mit Übersendung.

Was hier geboten wird, greift weit über den Rahmen einer Biographie hinaus: es ist vielmehr eine kulturgeschichtliche Monographie von höchstem Interesse, die die kirchlichen Zustände Russlands in eine neue, vielfach unbekannt beleuchtung rückt.

Wir bitten dementsprechend zu verlangen.

Hochachtungsvoll

H. Schellhorn u. Ko.

## Fabrik-Niederlage mit Warschauer Schuhen

Kleinverkauf zu Fabrikpreisen

Feste Preise.

## A. A. Wildstein

Saratow, am Theater-Platz, Haus Bahl, Neben der Wolga-Kama Handelsbank.

Herausgeber H. Schellhorn.